

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Deutsche Internierten-Zeitung**

**Bern, 1916**

Deutsche Internierten-Zeitung. Bern, 22. Oktober 1918. Heft Nr. 101.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7160**

# Deutsche Internierten Zeitung

Nr. 101

Herausgegeben in Bern mit Genehmigung  
des schweizerischen Armeearztes von der  
Deutschen  
Kriegsgefangenen-Fürsorge  
Bern, 22. Oktober 1918 / Preis 40 Rp.

Zuschriften betr. Inserate und Bezug sind zu richten an die  
**Geschäftsstelle der Deutschen Internierten-Zeitung**  
 Bern, Optingenstraße 52 / Fernsprecher 5419 / Postscheckkonto Bern Nr. III, 2430

## INHALT:

In der Stadt Holbeins und Bücklins.  
 Die Entstehung und der Bau der Schweizer  
 Alpen.  
 Über Kriegerheimstätten und Wohnungs-  
 frage.

### Aus den gastlichen Orten.

Bern. — Beckenried. — Gersau. — Chur. —  
 Ragaz.

### Aus Dichtungen und Kunst.

Eduard Graf Keyserling †.  
 Die Schweizer Musikwoche in Leipzig.  
 Bosphoruswellen.

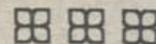
### Aus Büchern und Schriften.

Aus den Büchern.  
 Aus den Zeitungen.

### Schachcke.

### Beilagen.

Mitteilungen Nr. 61 der Kaiserlich  
 Deutschen Gesandtschaft, Abt. G. (Nur  
 für Internierte.)



## Der Bezugspreis der „Deutschen Internierten-Zeitung“

beträgt (zugunsten der Deutschen Kriegsgefangenen-Fürsorge): Vierteljährlich (12 Hefte)  
 Fr. 4.50, einschließlich Postgebühren. — In Deutschland bei der Zentralstelle,  
 Kriegsbeschädigten - Fürsorge am Reservelazarett Ettlingen (Baden): Vierteljährlich  
 (12 Hefte) Mk. 4.50. Einzelpreis der Nummer Fr. 0.40 beziehungsweise Mk. 0.40.

**Beitragshonorar (nur für Internierte) Fr. 5.— für die Druckseite**

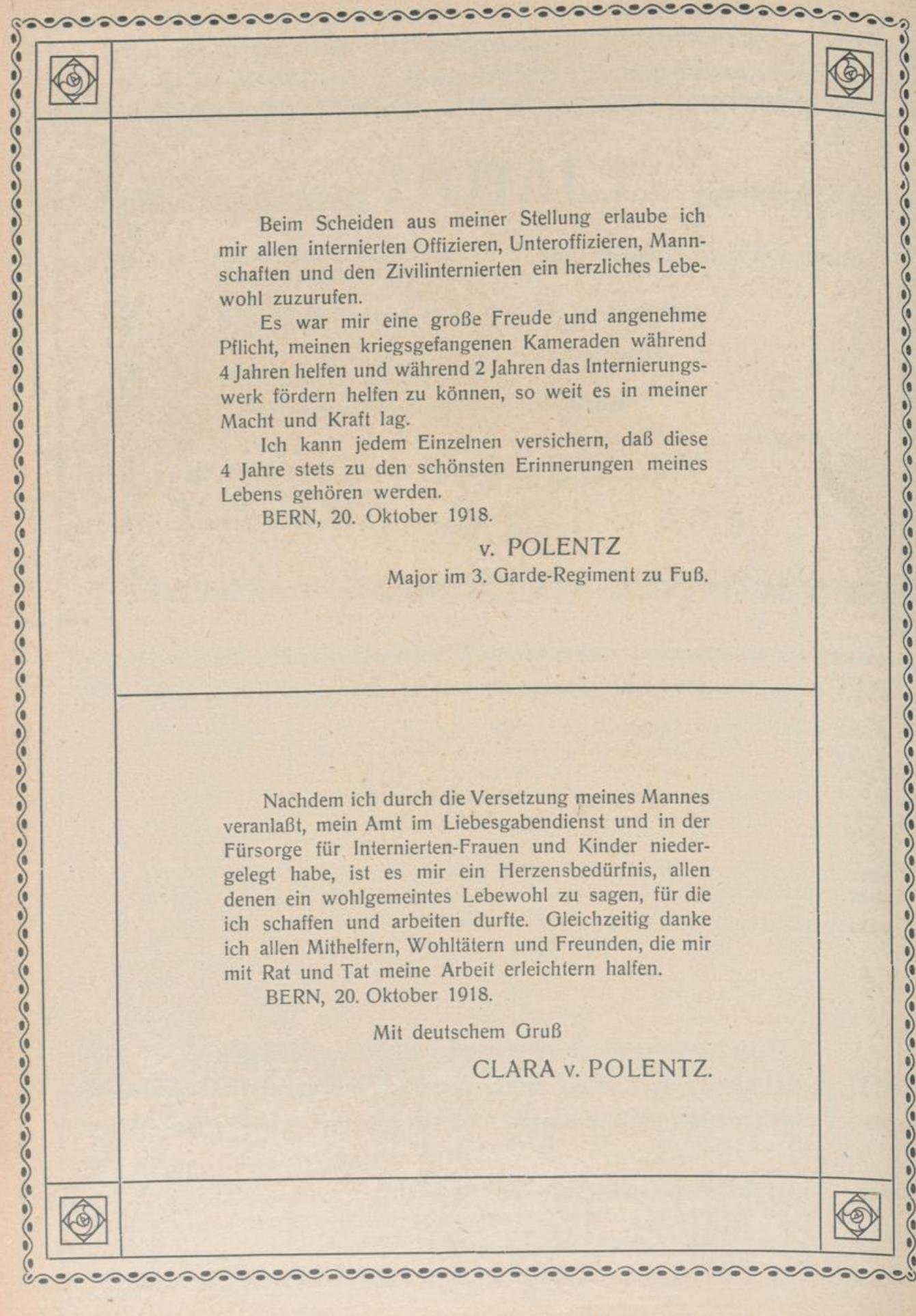
**Anzeigenaufträge** werden von der Geschäftsstelle der „Deutschen Internierten-  
 Zeitung“ in Bern, Optingenstraße 52, angenommen. Die Inseratenpreise sind folgende:

<table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td style="width: 10%;">1 Seite</td> <td style="width: 10%;">.....</td> <td style="width: 10%;">Fr. 60.—</td> <td style="width: 10%;"></td> <td style="width: 10%;"></td> <td style="width: 10%;"></td> </tr> <tr> <td>1/2</td> <td>„</td> <td>„ 32.—</td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>1/4</td> <td>„</td> <td>„ 18.—</td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>1/8</td> <td>„</td> <td>„ 10.—</td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>1/16</td> <td>„</td> <td>„ 6.—</td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> </table>	1 Seite	.....	Fr. 60.—				1/2	„	„ 32.—				1/4	„	„ 18.—				1/8	„	„ 10.—				1/16	„	„ 6.—				<table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td colspan="6">Ermäßigungen hierzu werden gewährt:</td> </tr> <tr> <td style="width: 10%;"></td> <td style="width: 10%;">bei 6 Wiederholungen</td> <td style="width: 10%;">.....</td> <td style="width: 10%;">5 %</td> <td style="width: 10%;"></td> <td style="width: 10%;"></td> </tr> <tr> <td></td> <td>„ 13</td> <td>„</td> <td>10 %</td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td></td> <td>„ 26</td> <td>„</td> <td>15 %</td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td></td> <td>„ 52</td> <td>„</td> <td>20 %</td> <td></td> <td></td> </tr> </table>	Ermäßigungen hierzu werden gewährt:							bei 6 Wiederholungen	.....	5 %				„ 13	„	10 %				„ 26	„	15 %				„ 52	„	20 %		
1 Seite	.....	Fr. 60.—																																																											
1/2	„	„ 32.—																																																											
1/4	„	„ 18.—																																																											
1/8	„	„ 10.—																																																											
1/16	„	„ 6.—																																																											
Ermäßigungen hierzu werden gewährt:																																																													
	bei 6 Wiederholungen	.....	5 %																																																										
	„ 13	„	10 %																																																										
	„ 26	„	15 %																																																										
	„ 52	„	20 %																																																										

**Bezieher im eigenen Interesse sofort  
 Adressenveränderungen der Geschäftsstelle mitteilen!**

Nachdruck aus der „Deutschen Internierten-Zeitung“ gestattet, jedoch nur mit  
 Angabe der Quelle.





Beim Scheiden aus meiner Stellung erlaube ich mir allen internierten Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften und den Zivilinternierten ein herzliches Lebewohl zuzurufen.

Es war mir eine große Freude und angenehme Pflicht, meinen kriegsgefangenen Kameraden während 4 Jahren helfen und während 2 Jahren das Internierungswerk fördern helfen zu können, so weit es in meiner Macht und Kraft lag.

Ich kann jedem Einzelnen versichern, daß diese 4 Jahre stets zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören werden.

BERN, 20. Oktober 1918.

v. POLENTZ

Major im 3. Garde-Regiment zu Fuß.

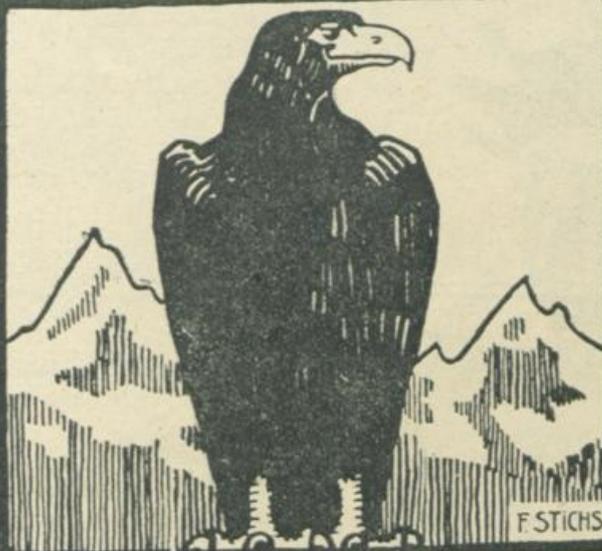
Nachdem ich durch die Versetzung meines Mannes veranlaßt, mein Amt im Liebesgabendienst und in der Fürsorge für Internierten-Frauen und Kinder niedergelegt habe, ist es mir ein Herzensbedürfnis, allen denen ein wohlgemeintes Lebewohl zu sagen, für die ich schaffen und arbeiten durfte. Gleichzeitig danke ich allen Mithelfern, Wohltätern und Freunden, die mir mit Rat und Tat meine Arbeit erleichtern halfen.

BERN, 20. Oktober 1918.

Mit deutschem Gruß

CLARA v. POLENTZ.

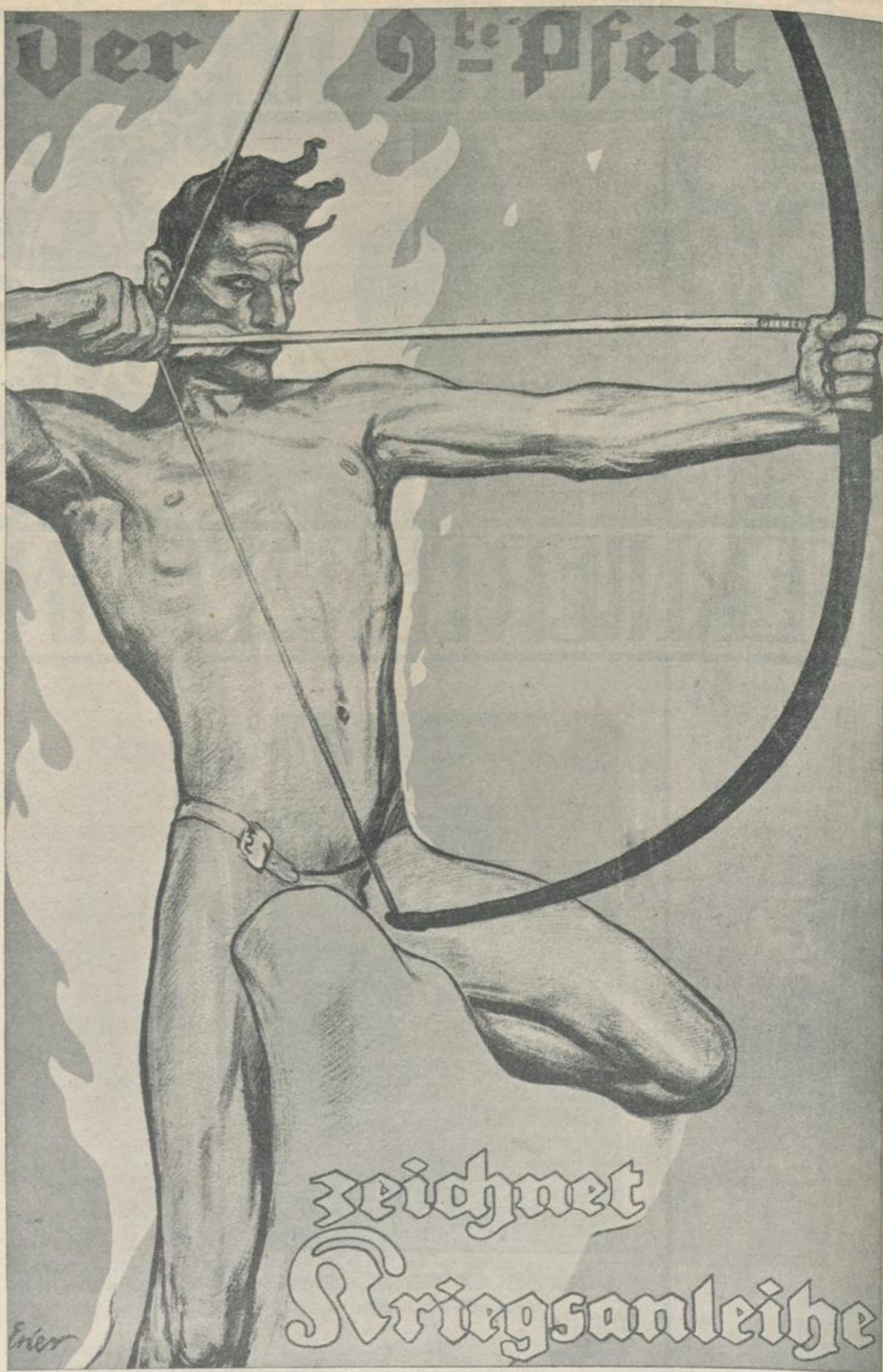
DEUTSCHE



INTERNIERTENZETTING



PRINZ MAX VON BADEN  
der neue Reichskanzler.



Der 9te Pfeil

Zeichnet  
Kriegsanleihe

Eier

Nach Alfred Holzbock. / IN DER STADT HOLBEINS UND BÖCKLINS.

Basel wird ja das „Goldene Eingangstor der Schweiz“ genannt, aber gar mancher würde an diesem Tor vorbeigehen, es nicht durchschreiten, wenn er nicht wüßte, daß hier Erlebnisse seiner harren, die abseits von dem liegen, was man sonst in der Schweiz sucht. Hier lockt nicht die majestätische Macht und Schönheit der Schweizer Alpenwelt, hier leuchten nicht in smaragdener Pracht die Berg-



Rheinpfalz mit Münster.

seen, ja, hier pflegt man nicht einmal den Wintersport. Was den Wanderer, auch den eiligen, an Basel fesselt, das entspringt hier weniger dem Reiche der hier mehr idyllischen Natur, das wurzelt in den Welten der Kunst, und aus diesen Welten ragen hervor die Schöpfungen von Hans Holbein dem Jüngeren und von Arnold Böcklin.

Meister deutscher Kunst, deutschschweizerischer Kunst im edelsten Sinne geben Basel das Gepräge; das Gefühl, einer deutschen Stadt nahe zu sein, hält uns fest, sobald wir vom Badischen Bahnhof zum Bundesbahnhof fahren, der als die Schweizer Ouvertüre gelten kann. In stolzer Breite fließt der Rheinstrom dahin, kraftvolle, erzene Bogen überbrücken ihn, anmutige, moderne Villen und alte Häuschen mit eigenartigen, kunstvollen Fassaden mit Erkern und Giebeln ziehen wie kinemato-graphische Bilder vorüber, Kirchtürme grüßen; sie alle aber werden von den schlanken Türmen des ehrwürdigen Münsters überragt.

Zu Ehren unserer deutschen Touristen sei es betont, ihr erster, vielleicht auch ihr einziger Besuch gilt dem Museum, gilt Holbein und Böcklin. Und wenn sie auch nur einen Zug überschlagen, sie pilgern doch zu den Schöpfungen der deutschen Meister.

Auf dem Wege zum Museum gewinnt man äußerlich eine Erkenntnis von der industriellen, kommerziellen und finanziellen Bedeutung Basels. Offizielle und private Bankhäuser mit schmucklosen Fassaden, ernste Fabrikgebäude sind überall sichtbar. Die Seidenband-Industrie, die auch die Abfälle der Seide zu einer großartigen Industrie erweitert, die chemische Industrie, die in der ganzen Schweiz nirgends so ausgedehnt ist, der Export und Import sowie das Bankenwesen blühen hier und machen Basel zu einem Eingangstor, das sich das Attribut „golden“ mit Berechtigung zulegen



Marktplatz und Rathaus in Basel.

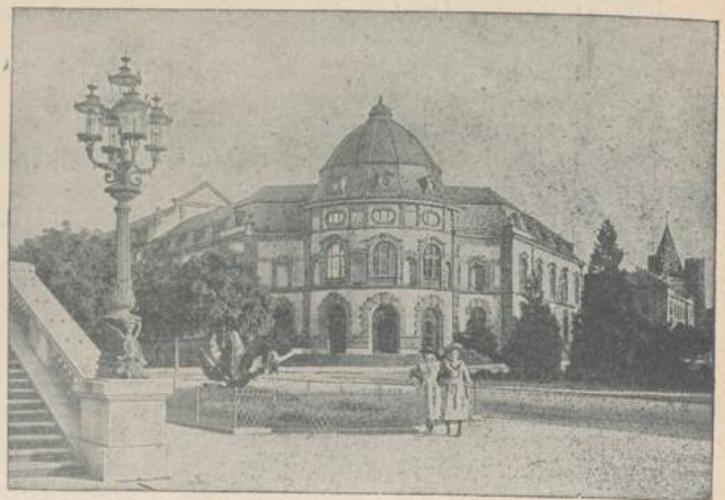
darf, denn die Annahme, daß in dem ungefähr 140,000 Einwohner zählenden Basel auf je 650 Einwohner ein Millionär kommen soll, wird mir von Leuten, die es wissen müssen, bestätigt.

Mit diesem Reichtum geht eine Liebe für das Gemeinnützige, für das Soziale und für das Künstlerische Hand in Hand. Da gibt es eine „Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen“, die für Wärmehallen, für Arbeitsäle der Fabrikarbeiterinnen, für die Versorgung verwahrloster Kinder, für Veranstaltung von Volkskonzerten, für belehrende Museumsbesuche der breiten Volksschichten, kurz, für alles sorgt, was das Los der mit Glücksgütern wenig Gesegneten mildern, die Gegensätze versöhnlich ausgleichen kann. Und es ist bezeichnend, daß die Stadt das Theater, das auch einer gemeinnützigen Gesellschaft gehört, nur unter der Bedingung in jeder Saison mit 130,000 Frank subventioniert, daß zwanzig Volksvorstellungen veranstaltet werden, zu denen der teuerste Platz 1.50 Frank und der billigste 25 Centimes, d. h. zwanzig Pfennig kostet.

In geradezu vorbildlicher Weise tritt das Mäzenatentum bei der Erhaltung und der Erweiterung des Museums in Erscheinung. Der außen schlichte, beinahe stimmungslose Bau ist zu klein geworden, um alle ihm anvertrauten Kunstschatze würdig beherbergen zu können. Dieser Umstand verschuldet es wohl auch, daß die Gemälde in allzu enger Nachbarschaft beieinander hängen, daß Böcklin keinen eigenen Saal besitzt und diesen mit anderen,

allerdings würdigen Meistern teilen muß, wie Hans Thoma, Hans Sandreuter, dem Schweizer Hochgebirgsmaler Alexander Calame und Anselm Feuerbach, dessen Gemälde „Der Tod des Pietro Aretino“ hier in junger Farbenpracht glänzt.

Hier, in Böcklins Vaterstadt, genießt man ihn in freudiger Naivität, hier kann auch der Laie den künstlerischen Werdegang dieses deutsch-schweizerischen Meisters verfolgen. Mit dem im Jahre 1848 gemalten Brustbild des Professors Jacob Mähly als Student beginnt der Böcklinreigen, und in wundervollem Zuge ziehen sie vorüber, die romantischen Landschaften, die von blauen Wassern umspülten Felsen, die Zentauren und „Petrarca an der Quelle von Vacluse“, die spielenden Najaden, die jagende Diana und die an der Leiche Christi trauernde Magdalena, die Idealporträte des Römers und der Römerin, „Die drei Lebensalter“ und „Die Pest“, jene unvollendete „Allegorie der Cholera, die in gigantischer Grauenhaftigkeit den auf einem schwarzen Riesenfalter reitenden Tod zeigt. Handzeichnungen und Skizzen offenbaren, wie Böcklin aus dem Kleinen, dem Losen das Große, das Festgefügte erstehen ließ. Dem Künstler, dem Kunstkenner, dem Laien, ihnen allen enthüllen diese Wände, diese Blätter das Werden, das Schaffen, die Seele eines großen deutschen Künstlers unserer Zeit. Von deutscher Kunst, die durch Jahrhunderte ihr Leben frisch erhielt, künden die weiteren Säle. Hans Holbein der Jüngere, zu Augsburg geboren, der 1515 in Basel in der Werkstatt des Hans Herbst Buchillustrationen zeichnete und sich als Glasmaler versuchte,



Universitätsgebäude.

dann 1528 von England hierher zurückkehrte, gibt dem Museum neben Böcklin seine Bedeutung. Madonnen, Heilige, Altäre, Porträte, Kolossalgemälde, wie „Das heilige Abendmahl“, das hier in zweifacher Ausführung vorhanden ist, „Die Gefangennahme Christi“, die von grauem Realismus erfüllte „Geißelung Christi“, dann wieder idyllische Genrebilder aus dem Schulleben, Köpfe, Skizzen und Drucke, unter ihnen Probedrucke der Holzschnitte zum „Totentanz“; in zahllosen großen und kleinen Schöpfungen offenbaren sich hier die Entwicklung, die Vielseitigkeit und von Liebe zum Göttlichen gehobene Größe Hans Holbeins des Jüngeren.

Dieses Museum wirkt nicht nur durch starke künstlerische Empfindungen, die es erweckt, sondern auch durch den nationalen Geist, der aus ihm weht, und dieser Geist wurzelt in der Liebe zum Heimatlichen, in einer Liebe, die Opfer bringt. Die Entstehungsgeschichte dieses Museums erzählt, wie bereits vor einem Vierteljahrtausend diese Eigenschaft die Baseler beherrschte. Der Buchdrucker Johannes Ammerbach besaß eine Kunstsammlung, und es klingt wie eine Begebenheit aus jüngsten Tagen, wenn man hört, daß die Ammerbachschen Erben die Sammlung nach Amsterdam verkaufen wollten, daß aber die

Intelligenten, insbesondere die Universitätsprofessoren, dagegen protestierten. Und so erwarb der Basler Rat im Jahr 1661 die Sammlung für 9000 Reichstaler. Das war die Grundlage; auf ihr wurde weiter gebaut. Private, Stiftungen, in erster Reihe die Eidgenössische Gottfried Keller-Stiftung, Vereine, an ihrer Spitze

der Freiwillige Museumsverein, Vermächtnisse trugen zu diesem Bau bei und haben ihn im Verlaufe der Jahrhunderte zu einem Tempel der Kunst ausgestaltet, in dem die Schöpfungen der Künstler der Schweizer Lande ein Heim fanden. Nun, da der Tempel nicht mehr all die Freudenopfer fassen kann, die man auf den Altar

in dem Gotteshause eine Aufführung von Brahms „Deutschem Requiem“, und darum öffnet sich nicht das Innere des Münsters. Aber der einzig schöne Kreuzgang entschädigt für seine Verschlossenheit, seine herrlichen Gänge führen schließlich zu einem wundervollen Städtebilde, zu den Rheinufern, an denen sich das von den fernen Höhen des Juragebirges umkränzte Basel erhebt.

Basel wäre keine Stadt mit deutschem Charakter, wenn es nicht den Männergesang pflegte. Seine „Liedertafel“ hat einen guten Ruf, und neben dem „Gesangverein“, der sich großen Aufgaben widmet, kommt noch der sehr angesehene Männerchor in Betracht, auch der nur aus Reichsdeutschen bestehende „Liederkrantz“ spielt eine Rolle. Ein gotisches Rathaus gehört ebenfalls zu einer deutschen Stadt. Auf dem engen Marktplatz erhebt es sich in alter und neuer gotischer Herrlichkeit, allein wie harmonisch und mit wie feinem Stilgefühl hat man den Neubau den Überbleibseln des 16. Jahrhunderts angepaßt. Die alten Basler müssen sich auf Kunst verstanden haben, davon zeugen die geschnitzten Möbel, die Malereien und die architektonisch so charakteristischen Säle der damaligen Zeit, von denen einer noch Hans Holbeinsche Arabeskenmalereien mit den Medaillonporträten des Herrn Bürgermeisters und der Frau Bürgermeisterin aufweist. Eine der kulturellen Zentralen Basels, das außer seinem Bildermuseum noch das Gewerbemuseum, die Kunsthalle und das historische Museum besitzt, in denen historische und moderne Kunstwerke aufgespeichert sind, ist das Stadttheater. Auch sein Äußeres ist — das Rathaus und das ebenfalls teils gotische, in



Münster.

heimatlicher Kunst niederlegte, will man einen neuen errichten. Das Mäzenatentum bewährte wieder seine Liebe für diese heimatische Kunst, durch freiwillige Beiträge wurden über eine Million

Frank für den Museums-Neubau aufgebracht. Wie anderwärts, macht auch hier die Platzfrage große Schwierigkeiten. Nicht weit vom Museum steigt in prunkvoller Feierlichkeit das Münster auf, zu dem im 11. und 12. Jahrhundert der Grund gelegt

wurde, äußerlich prunkvoll durch seinen reichen Figurenschmuck. Die Portale sind verschlossen, verschlossen zu Ehren der Kunst. Der „Siegrist“, der Küster, öffnet sie nicht, denn der „Gesangverein“ veranstaltet in einigen Tagen

hellem Sandstein ausgeführte und ornamental reich geschmückte Postgebäude ausgenommen — glatt und physiognomielos wie das fast aller öffentlichen Bauten Basels. Aber innen geht es lebhaft zu, die Basler gehen in ihr Theater, das ein Abonnement aufweist, um das es manche Welttheater beneiden könnte. Die Saison währt von Mitte September bis Ende Mai. Auch das Theater wird ebenso wie das von vielen Süddeutschen besuchte Konservatorium, an dessen Spitze der als Komponist hier ganz besonders geschätzte Dr. Hans Huber steht, von einer Gesellschaft unterhalten. Leo Melitz, der unter dem früheren Basler Direktor Morwitz, dem späteren Begründer der Morwitzschen Sommeroper im Berliner Schillertheater, Oberregisseur war, leitet seit 30 Jahren mit künstlerischem Geschmack und Erfolg das Stadttheater. Er ist besodet, hat kein Risiko, eine



Küchlins Variété-Theater in Basel.

Kommission von elf Mitgliedern steht ihm zur Seite, aber diese Kommission wirkt nicht autokratisch und behindernd, sondern paßt sich dem Geiste der neuen Zeit an. Neben der Oper, die, wie mir eine Aufführung von Smetanas „Die verkaufte Braut“ bewies, mit Solisten, Chor, Orchester und sogar mit Ballett in Ehren bestehen kann, wird auch das Schauspiel in unabhängiger, literarischer Weise gepflegt, gibt man neben den Klassikern in einer nicht dialektreinen, aber doch im Milieu, in den Typen und darstellerisch nichts beschönigenden Aufführung „Die Weber“ von Gerhart Hauptmann. Das Opern-Orchester gehört wieder einer besonderen Gesellschaft, der „Allgemeinen Musikgesellschaft“, die mit dieser Körperschaft unter Suters Leitung eine Reihe von Sinfonie-Konzerten veranstaltet; die Gesellschaft erhält vom Stadttheater für Überlassung des Orchesters, das aus ca. 40 Mann besteht und bei Wagnerschen Tondramen verstärkt wird, für die Spielzeit einen Zuschuß von 46,500 Frank. Der leichteren Muse, und mehr zerstreuenden Genüssen, dient das vorzüglich geleitete Variété-Theater von Karl Küchlin, ein stolzer Neubau mit vornehm-moderner Ausstattung, wo, außer der

Operette und Volksschauspielen, gediegene Variété-Programme zur Vorführung gelangen. Sonst gibt es hier alljährlich nur ein halbes Dutzend Vorstellungen in französischer Sprache, und zwar im Stadttheater, das mit Rücksicht auf die ansässigen sechstausend Franzosen und Welschen an mehreren Abenden eine französische Schauspielertruppe gastieren läßt.

## G. Brinckmeier / DIE ENTSTEHUNG UND DER BAU DER SCHWEIZER ALPEN.

Wenn von den Alpen gesprochen wird, denkt man an aufragende Berge mit schnee- und eisgekrönten Häuptern, an tief eingeschnittene Täler mit brausenden Wasserläufen. Und soweit man auch in den Büchern zurückliest, wir haben keine Kunde, daß es jemals anders war. Und doch sind die Alpen nicht von Urbeginn an so gewesen, wie wir sie heute sehen. Lange bevor Menschen die Erde bevölkerten, hat das Gebirge schon bestanden. Aber es gab Zeiten, in denen dort, wo jetzt die höchsten Berge stehen, ein tiefes Meer sich ausdehnte, das mit vielen Seetieren bevölkert war. Gewaltige Umwälzungen wandelten dies Meer in ein hohes Gebirge.

Noch bis vor kurzem konnte man sich kein klares Bild machen, wie diese Umwandlung vor sich gegangen ist. Erst in allerjüngster Zeit ist es gelungen, den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Hierzu standen verschiedene Hilfsmittel zur Verfügung. Da ist z. B. die Versteinerungskunde. Mit ihrer Hilfe gelingt es, zu unterscheiden, in welcher Reihenfolge die Gesteine abgelagert sind, welche also höheres und welche geringeres Alter aufweisen. Die Gesteinskunde zeigt, ob vulkanische Gesteine oder Ablagerungen aus dem Meer oder vom festen Land vorliegen, und so fort.

Durch das Zusammenwirken aller dieser Wissenszweige ist es nun gelungen, den Entwicklungsgang der Alpen wenigstens in seinen größten Zügen aufzufinden.

Vor ungezählten Jahrmillionen, in der Zeit, in der die mächtigen Steinkohlenlager als Reste ausgedehnter Urwälder entstanden, befand sich dort, wo jetzt die Alpen aufragen, ein tiefes Meer. Nördlich davon lag ein großer Kontinent, welcher bis nach Grönland und Nordamerika reichte. Sein Rand wurde gebildet durch die Gegenden, wo jetzt Tödi, Finsteraarhorn und Mont Blanc sich erheben. Auch im Süden des Alpenmeeres befand sich eine Kontinentalmasse, der alte afrikanische Kontinent. Sein Rand wurde durch die Poebene und die dinarischen Alpen gebildet. Der Länge nach zogen durch das Meer, das eine ähnliche Grundrißform zeigte wie das heutige Gebirge, zwei unterseeische Rücken, die wohl hie und da in Inseln über den Meeresspiegel hervorragten. Diese Inseln waren guirlandenförmig angeordnet, wie die heutigen Inseln des pazifischen Ozeans und besonders die des malaiischen Archipels. Etwa so, wie es Fig. 1 angibt, mag das Meeresbecken ausgesehen haben. Sowohl Gräben wie Rücken mögen schon lange vorher existiert haben. Doch läßt sich darüber nichts Bestimmtes sagen. Auch über ihre Entstehung wissen wir nichts. Vielleicht steht sie im Zusammenhang mit einer vorangehenden Gebirgsfaltung.

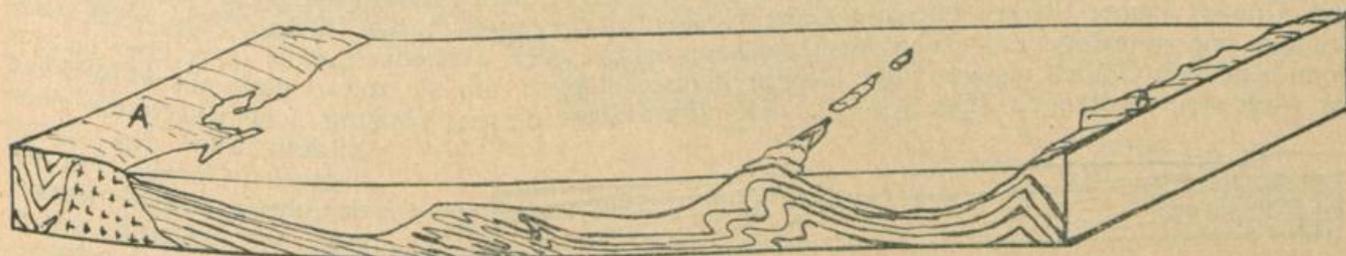


Fig. 1.

Schem. Ansicht des Alpenmeeres im Jugendstadium (nach Argand vereinf.).

In den darauffolgenden Zeiten trat eine Vertiefung der Gräben ein. Das erkennt man daraus, daß sich in ihnen Gesteine abgelagert haben, die nur in der Tiefsee, von 2000 m an abwärts gebildet sein können. Es sind das tonige Schiefer, die fast gar keine versteinerten Tierreste enthalten und über weite Strecken sehr gleichmäßig ausgebildet sind. Das Fehlen der Versteinerungen liegt daran, daß die Tierkadaver beim Zubodensinken vom Seewasser vollständig aufgelöst wurden. Aber auch die Rücken wurden wohl erhöht. Das läßt sich aber nur selten nachweisen, nämlich nur dort, wo sie als Inseln über den Meeresspiegel hervorragten. An diesen Stellen fehlen nämlich die entsprechenden Meeresablagerungen. Die Rücken sind wohl meist nur bis in die Brandungszone emporgerückt. Dort schwemmen die Wellen immer wieder die obersten Lagen ab und trugen sie ebenso wie die Abtragungsprodukte der Festländer zu beiden Seiten des Meeres in das Gebiet der Gräben. Dort sanken sie in die Tiefe und bildeten die schon erwähnten Tonschiefer. So wirkte die Arbeit des Meeres ausgleichend auf die Höhen- und Tiefenunterschiede. Die Rücken wuchsen nicht hoch über die Meeresoberfläche hinauf und die Gräben sanken nicht ins Bodenlose. Und wäre nicht der Vorgang des Einsinkens der Gräben und des Aufwölbens der Rücken weiter gegangen, so hätte sich schließlich ein verhältnismäßig ebener Meeresboden gebildet.

Daß aber die Bewegung des Bodens nicht zur Ruhe kam, dafür sorgten die Einflüsse, die überhaupt an der wellenförmigen Gestaltung des Grundes Schuld waren. Die beiden starren Festlandmassen nämlich bewegten sich ganz langsam gegeneinander. Wie ein riesiger Schraubstock wirkten diese Klötze auf den verhältnismäßig leicht verbiegbaren Meeresgrund ein und legten ihn in mächtige Wellen. Diese Verengung des Zwischenraumes zwischen den Festländern ging ganz langsam von statten. Wie langsam, darüber können wir nur soviel sagen, daß der Vorgang ungefähr in demselben Tempo fortgeschritten sein muß, in dem auch die Abtragung der Rücken arbeitete; denn die Rücken wurden immer auf ungefähr gleicher Höhe gehalten.

Auch die Gräben wurden nicht tiefer, denn in ihnen häuften sich die Abschwemmungsmassen der Festländer und Inseln an. Aber der ursprüngliche Meeresgrund sank immer tiefer und näherte

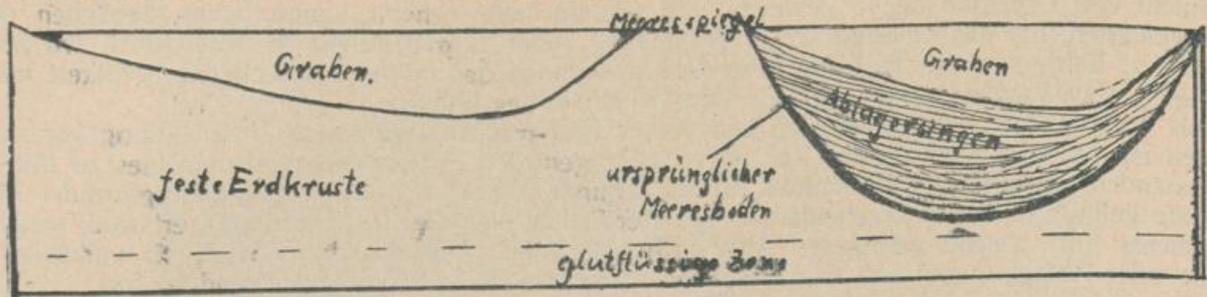


Fig. 2.

sich immer mehr der glutflüssigen Zone (Fig. 2). Das blieb nicht ohne Einfluß auf die Gesteine. Durch den Druck der viele Tausende von Meter dick angehäuften Ablagerungen, durch die von unten wirkende Hitze, und durch die aufsteigenden Gase und Dämpfe wurden sie in ihrem Gefüge verändert, sie wurden kristallin.

Wenn sich nun beide Kontinente gleichmäßig gegeneinander bewegt hätten, so wäre der Wellenwurf des Meeresbodens ein gleichmäßiger gewesen. Dies ist nun nicht der Fall. Durch genaue Untersuchungen der Gesteine hat man erkennen können, daß sowohl Gräben wie Rücken zwei verschiedene Seiten haben, nämlich eine steilere und eine flachere. Die steilere Seite der Rücken ist nach Norden, dem sogenannten Vorland zu, die flachere nach Süden, dem Rückland zu, gekehrt. Bei den Gräben ist die Sache natürlich umgekehrt. Diese Verhältnisse lassen sich nur daraus erklären, daß die Bewegung des Südkontinentes stärker war als die des Nordkontinentes, oder gar daß dieser vollkommen bewegungslos dalag.

Für die Folgezeit tritt diese Zweiseitigkeit der Bewegung und damit auch des Baues der Rücken und Gräben immer stärker hervor. Ganz langsam bewegen sich die Rücken nach vorn, nach Norden, wie gewaltige Züge von Meereswellen, bis sie sich schließlich ganz flach über die vor ihnen liegenden Gräben als gewaltige Decken hinwegschieben, um sie zuletzt ganz auszufüllen und das Meer zu verdrängen (Fig. 3 a-d). Die Figur zeigt diesen Vorgang schematisch für einen



Rücken und den davorliegenden Graben. Für den dahinterliegenden Rücken war der Vorgang selbstverständlich ganz ebenso. Allerdings blieb der hintere Rücken immer etwas in der Entwicklung hinter dem vorderen zurück. Das mag

-  Sekundäre Decke
-  Primäre Decke (IV). Rückland.

Fig. 3 a-d.  
Entwicklung einer  
Decke (nach Argand  
vereinf.)

darin liegen, daß dieser dem starren Widerstandsrand des Nordkontinentes näher lag.

Das Anbränden der Decke IV, wie wir den vorderen Rücken von jetzt ab nennen wollen, an den Rand des Widerlagers rief dort durch Ausquetschen der Ablagerungen des vorderen Grabens, der

Vortiefe, eine sekundäre Deckenbildung hervor, auf die wir im nachstehenden zurückkommen werden. Während nun die Decke IV fertig dalag, etwa in der Form, wie sie Fig. 3 d zeigt, entwickelte sich der hintere Rücken zu einer zweiten Decke (VI), legte sich über IV und bohrte sich mit der Stirn fächerförmig auf (Fig. 4).

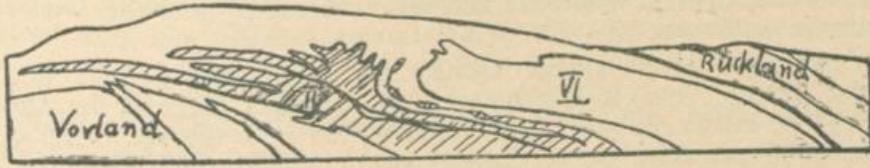


Fig. 4.  
Entstehung des Fächers (nach Argand vereinf.)

Damit hatte aber die Bewegung des Südkontinentes ihr Ende noch nicht erreicht. Immer weiter rückte er vor, das Alpen-

gebiet auf einen immer kleineren Raum beschränkend. Die Rücken waren als Decken soweit herausgepreßt, daß sie nicht mehr in nennenswerter Weise beeinflußt werden konnten. Die Gräben aber lagen in großer Tiefe und konnten gut gefaßt werden. Nach unten konnten sie nicht mehr ausweichen. Dazu war der Gegendruck des Erdinnern zu groß. Sie mußten sich also wohl oder übel nach oben umstülpen und zu neuen Decken werden, die sich zwischen die schon vorhandenen einschoben und diese in einigen kleinen aber charakteristischen Einzelheiten umformten. So zwängte sich eine neue Decke (V) zwischen Decke IV und VI ein. Sie nahm infolge der Reibung die untersten Teile der Decke VI mit und brachte dadurch eigenartige Ausstülpungen hervor (Fig. 5). Aber auch Decke IV wurde nicht verschont. V bohrte sich wie vorher VI in den Rücken von IV ein. Ein Fächer konnte nicht entstehen, da fingerförmige Abzweigungen fehlten. Dafür bildete sich eine gewaltige nach Süden gerichtete Falte, die Rückkehrfalte, die in den Mischabelhörnern bei Zermatt so schön sichtbar ist.

Auch in der Region zwischen Vorland und Decke IV spielten sich ähnliche Vorgänge ab, nur daß sie nicht die Ausmaße der eben beschriebenen erreichten. An Stelle einer größeren Decke entstanden dort drei kleinere, I, II, III, die drei Simplondecken, die beim Bau des Simplontunnels erkannt wurden.

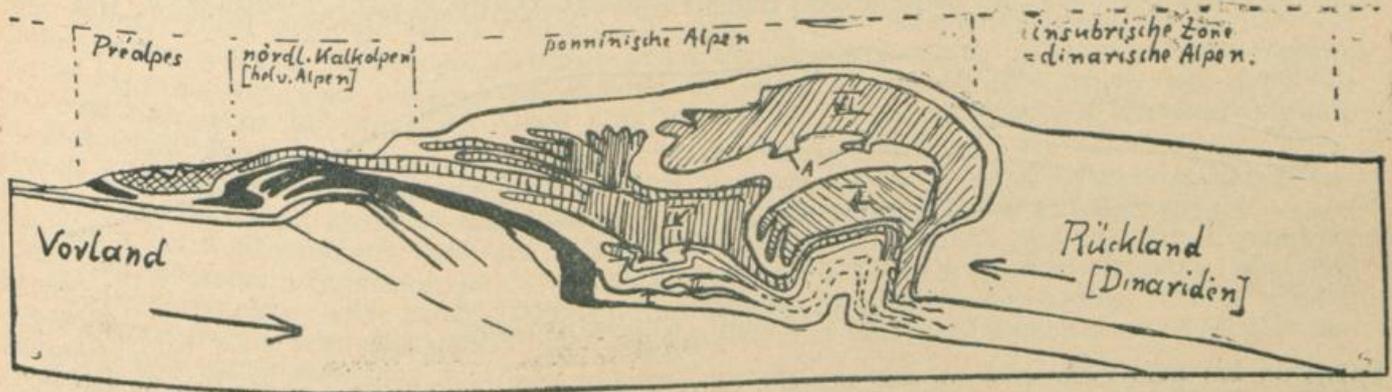


Fig. 5.

Durchschnitt durch die Alpen im idealen Endzustand (nach Argand vereinf.)

- Sekundäre Decken — helvetische Decke.
- (schraffiert) Losgerissene u. verschleppte Schollen des Rücklandes
- I, II, III Simplon-Decken.
- A Ausstülpungen der Decke VI.

- IV St. Bernhard-Decke
- V Monte-Rosa-Decke.
- VI Dent-Blanche-Decke.
- ↔ Richtung d. Zusammenschubes.

Der Durchschnitt, der in der Fig. 5 gegeben ist, zeigt uns das ganze Bauegefüge der Alpen, wie es sich etwa dargestellt haben müßte, wenn nicht fortwährend Flüsse und Ströme einen großen Teil der Gesteine sofort wieder fortgeführt hätten. Der Schnitt ist gedacht auf einer Linie, die etwa von Bulle in den Freiburger Alpen über Sion, den Dent-Blanche, das Matterhorn und den Monte-Rosa nach Novara in der Poebene verläuft. Die Bauelemente, die in einem solchen Schnitt vereinigt werden, sind natürlich nicht alle an ein und demselben natürlichen Schnitt, etwa einer steilen Talwand, zu beobachten, sondern sie sind hineinprojiziert. Die Decken I, II, III, sind, wie schon gesagt vom Simplon genommen, IV, die St. Bernhard-Decke, läßt sich westlich des Simplon beobachten. Sie ist die an Masse größte Decke der Schweizeralpen. Sie läßt sich bis in die italienischen Seealpen westlich von Genua einerseits und bis ins Bündnerland, ja bis in die hohen Tauern anderseits verfolgen. Decke V hat ihren Namen nach dem Berge, den sie hauptsächlich aufbaut, nach dem Monte-Rosa. Die Decke VI heißt, ebenfalls nach einem Berge, Dent-Blanche-Decke. V läßt

sich sowohl im Westen wie im Osten wiederfinden, während VI nur noch aus Graubünden bekannt ist.

Im Schnitt schwarz gezeichnet sind die sekundären Decken, die durch Ausquetschen der Vortiefe entstanden sind. Sie werden für gewöhnlich helvetische Decken genannt, weil sie die nördlichen Kalkalpen in der Schweiz aufbauen.

Ein anderer Teil des Schnittes ist als „losgerissene und verschleppte Scholle des Rücklandes“ bezeichnet. Es sind das Fetzen von Gesteinsmassen, die aus der Gegend der südlichen Kalkalpen, also etwa aus der Region, in der Lugano liegt, herkommen und die weite Reise auf dem Rücken der penninischen Decke VI gemacht haben. Zuletzt sind sie dann nach Norden zu abgeglitten und liegen heutzutage direkt am Nordrande der Alpen, oder doch nicht allzuweit davon entfernt. Eine solche Scholle, allerdings von recht beträchtlicher Größe, bilden die Freiburger und Berner Voralpen, die sog. Préalpes. Im Gebiet des Vierwaldstätter Sees gehören zu solchen Schollen das Stanser Horn, das Buochser Horn, die Musenalp und die Mythen.

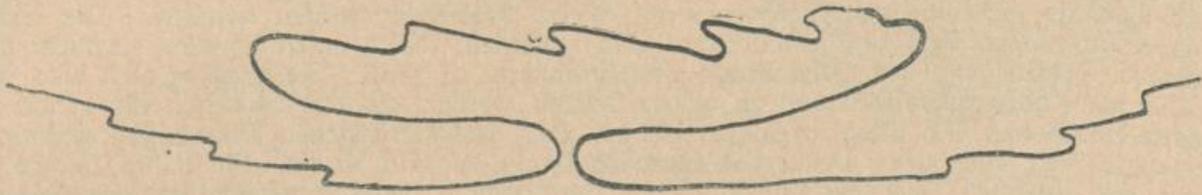


Fig. 6.  
Schema der Glarner Doppelfalte.

Die Erkenntnis des Baus der Schweizer Kalkalpen ist ausgegangen von der Gegend des Linth-Tales. Dort waren die Verhältnisse so klar, daß man schon im Jahre 1884 dazu gelangte, eine einfache und auch den jetzigen Ideen noch genügende Erklärung für den Gebirgsbau zu finden. Bis zu jener Zeit hatte man dort zwei große gegeneinander gekehrte Falten angenommen (Fig. 6). Dann wurde die Umdeutung vorgenommen, und an Stelle dieser auch mechanisch unwahrscheinlichen Konstruktion trat eine einfache von Süden nach Norden überschobene Faltendecke (Fig. 7).

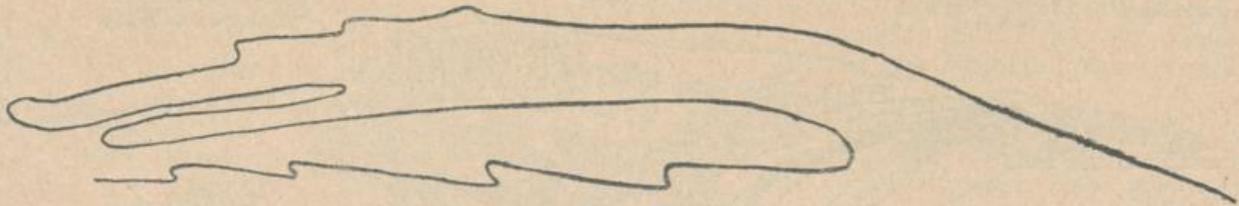


Fig. 7.  
Schema der Glarner Faltenüberschiebung.

Späterhin hat man zwar erkannt, daß manche Einzelheiten doch komplizierter sind, aber im Großen und Ganzen hat sich die Konstruktion, deren Grundidee auf die ganzen Schweizer Kalkalpen anwendbar ist, als richtig erwiesen.

Noch des Näheren auf den Bau auch der andern Teile der Schweiz einzugehen, fehlt hier der Raum. Nur soviel sei gesagt, daß sich in Graubünden noch weitere Decken über die bisher geschilderten legen. Diese erreichen in den Ostalpen, die sie fast ausschließlich aufbauen, ganz gewaltige Dimensionen, die die Ausmaße der Decken in der Schweiz weit hinter sich lassen.

So ungeheuerlich es auf den ersten Blick erscheinen mag, daß zwei Festlandsmassen, die doch, wie der Name sagt, fest sein sollen, sich gegeneinander bewegen und die dazwischen liegenden Gesteinsmassen zu hohen Gebirgen herausquetschen, so ist das doch die einzig mögliche Erklärung für die Entstehung der Faltengebirge. Daß die Lage der Festländer zueinander nicht die gleiche bleibt, hat sich durch genaue Messungen nachweisen lassen. So entfernt sich Grönland von Europa jährlich um etwa 2 m und Amerika um etwa 4 m. Wenn sich aber die Kontinente überhaupt bewegen können, so können sie auch aufeinander zukommen.

Nun sei noch kurz die Frage gestreift, ob wir aus der Gegenwart vielleicht Vorgänge kennen, die sich mit der Bildung der Rücken und Gräben vergleichen lassen. Da müssen wir mit einem entschiedenen Ja antworten. Weiter oben habe ich schon auf die guirlandenförmige Anordnung der Inseln des malaiischen Archipels hingewiesen; und dort sind auch Verhältnisse nachgewiesen, die durchaus den oben geschilderten entsprechen. Doch würde ein genaueres Eingehen darauf hier zu weit führen.

Ich habe im Vorhergehenden eine Skizze der Entwicklung der Alpen zu entwerfen versucht, um dem Bedürfnis wohl der Meisten entgegen zu kommen, etwas über die Vorgeschichte des schönen Landes, in das das Schicksal uns verschlagen hat, zu erfahren. Daß diese Urgeschichte der Alpen jetzt so gut bekannt ist, ist neben vielen anderen das Verdienst E. Argands, des Neuenburger Geologen, dessen Arbeiten auch ein Teil der vorstehenden Abbildungen entnommen ist.

## Hauptm. d. Res. Wehl, kgl. Reg.-Baumeister a. D., / ÜBER KRIEGERHEIMSTÄTTEN UND WOHNUNGSFRAGE.

Im Toben des Weltkrieges hat es Deutschland verstanden, die Lösung der Siedlungsfrage durch Schaffung neuer großzügiger Organisationen vorbereitend in die Wege zu leiten, nachdem die private Wohnungserzeugung aus Gründen, die hier nicht erörtert werden können, gelähmt war und infolge der bedeutenden Lohnsteigerungen auch nach dem Kriege für längere Zeit nicht in der Lage sein wird, den Bedarf zu decken, vor allem die vielerorts bereits eingetretene oder noch zu befürchtende Wohnungsnot zu beseitigen.

Es handelt sich hierbei um Schaffung von Heimstätten verschiedener Art. Auf dem Lande soll der landwirtschaftlich Geschulte kleine selbständige Gehöfte finden, welche ihm und seiner Familie vollständigen Lebensunterhalt liefern. Der Invalide oder zum Teil anderweit Tätige bedarf eines Heims, das ihm im kleineren Umfange eine hinreichende Zubuße an Erzeugnissen einbringt. In Stadtnähe wird es sich überwiegend um Industriearbeiter oder Angestellte handeln, denen ein kleiner Heimgarten Obst und Gemüse liefert. Die Grundstückgröße schwankt hiernach zwischen 8–10 Morgen (20000–25000 qm) und 150–200 qm. Im letzteren Falle kommen nur sogenannte Reihen- und Gruppenhäuser von 5–7 m Frontlänge in Frage.

Das Einfamilienhaus kommt naturgemäß, sei es im Eigentum oder als Miete, und vor allem ohne besondere Unterstützung von öffentlicher oder privater Seite nur für solche Schichten in Frage, welche das hierzu erforderliche Einkommen besitzen. Es ist auch zu berücksichtigen, daß bei weitläufigen Kleinhaussiedelungen der Nebenerwerb der Frauen erschwert ist. Sind Kinder im Hause, ist dort die ständige Anwesenheit der Mutter erforderlich. Es ist indessen durchaus wünschenswert, daß das Kleinhaus gegenüber dem bisherigen ungesunden Drang zur Stadt, mehr und mehr zur „Wohnsitte“ wird. Dazu gehören billige Vororttarife. Die billigen Arbeiterwochenkarten Großberlins dürften, außer vielleicht in Belgien, nirgends sonst auf der Welt gleich günstig geboten werden. Wenn es nötig ist, sind billige Verkehrsmittel zu schaffen. Im übrigen bedarf ein Kleinhaus größeren Aufwandes an pfleglicher Arbeit und Unterhaltung als eine gleichgroße Geschoßwohnung im Mehrfamilienhaus.

Gilt es besonders billige Wohnungen zu schaffen, so muß man zum Mehrfamilienhaus übergehen. Es ist wünschenswert, hierbei 3 Geschoße mit  $3 \times 2 = 6$  Wohnungen nicht zu überschreiten. Der Typ mit 4 bis 6 Wohnungen kann als „Bürgerhaus“ bezeichnet werden. Es soll dem Eigentümer außer angemessener Verzinsung der Hypotheken und seines Guthabens, nach Deckung aller Unkosten, Reparaturlöhne, noch einen „Überschuß“ einbringen für seine Mühewaltung. Dieser soll 1% des Wertes betragen, wird aber neuerdings infolge gesteigerter Reparaturlöhne, Zins- und Steuerlasten nur noch sehr selten erreicht.

Die Errichtung von Reihenhaussiedelungen an hinreichend billigen und tunlichst verkehrsarm angelegten, sogenannten „Wohnstraßen“ mit billiger Befestigung ist im Kriege durch gesetzliche Maßnahmen, u. a. durch das sogen. „Wohnungsgesetz“ endlich gesichert worden. Viele Gemeinden forderten früher überall breite Straßen mit teurem Pflaster, teils aus unverständiger Großmannssucht, teils um sich den Zuzug unwillkommener, wenigbemittelter Schichten fernzuhalten. Gab es doch Stadtgemeinden, die für ganze Viertel Wohnungen von mindestens 5 Zimmern vorschrieben, andernfalls sie auf Grund der ihnen gegebenen Willkürmöglichkeiten die Genehmigung des Bebauungsplanes oder die Bauerlaubnis nicht erteilten. Im Ministerium sorgt neuerdings ein „Beirat für Städtebau“ für Aufklärung und Förderung aller Art auf dem bisher durch veraltete Bestimmungen, städtebauliche und wirtschaftliche Unkenntnis und falsche Bodenpolitik leider oft arg verfahrenen Gebiete der Wohnungserzeugung. Früher konnte es z. B. viele Jahre dauern, bis der Fluchtlinienplan neuer Straßen genehmigt („förmlich festgestellt“) war.

Es ist zu hoffen, daß sich allmählich, natürlich unter Wahrung sachlich begründeter Interessen der Gemeinden ein „Baurecht“ der Grundeigentümer herausbildet. Denn im allgemeinen wächst infolge der radialen Ausdehnung der Städte das verfügbare Bauland allerwärts im Quadrat der Entfernung vom Mittelpunkt, so daß ein Überangebot billigen „rohen“ und „baureifen“ (vgl. weiter unten) Landes vorhanden ist, das schon seit vielen Jahren vergeblich der Verwertung durch Besiedelung harret. Dies trifft z. B. für Großberlin in einem wirtschaftlich bedauerlichen Umfange zu und zwar gerade dicht bei den Industrieorten, deren Arbeiter überwiegend in der Stadt oder am Stadtrande wohnen. Dieses Land lag vor dem Kriege meist auch landwirtschaftlich brach, weil sich keine Pächter fanden.

Durch Zinsaufschlag und Steuerlasten überschritt es nun oft diejenige Preisgrenze, welche für baureife Kleinhäuserbaustellen gerade noch möglich ist, nämlich Mk. 6–10 pro qm. „Baureif“ nennt man ein Grundstück, für das nach Abtretung des ursprünglich dazugehörigen Straßenlandes und Zahlung aller „Anliegenbeiträge“ (für Pflaster, Gas, Wasser, Kanalisation) an die Gemeinde von dieser auf Antrag die Genehmigung zur Errichtung von Gebäuden erteilt wird. Die jeweilige örtliche „Bauordnung“ bestimmt, wie stark das jetzt erst als „Baustelle“ zu bezeichnende Grundstück an Fläche (z. B.  $\frac{3}{10}$ ,  $\frac{4}{10}$ ,  $\frac{5}{10}$ ) und Höhe bzw. Geschoßzahl „überbaut“ werden darf. Das „Ortsstatut“ regelt die Pflasterung usw. der Straße. Es muß dringend davor gewarnt werden, Grundstücke (oft auch „Parzellen“ genannt) als vermeintliche Baustellen zu kaufen, für welche nicht laut amtlicher Auskunft die Bauerlaubnis gewährleistet ist. Um Berlin sind z. B. große Landflächen in nicht schlechter Verkehrslage von gewissenlosen Bauern oder Zwischenhändlern an unerfahrene Leute verkauft worden, welche keine Aussicht haben, daß sie in absehbarer Zeit, vielleicht überhaupt, ein Haus darauf errichten können. Vor diesem „Parzellenschwindel“ wurde auf meine Veranlassung durch den „Verein der Vororte“ und amtliche Bekanntmachungen wiederholt und öffentlich eindringlich gewarnt. Manche Million an Kapital hoffnungsfroher kleiner Sparer ist so vergeudet worden, während heute jeder mit dem gleichen Anlagekapital längst ein „Eigenheim“ haben könnte.

Unter rein ländlichen Verhältnissen handelt es sich meist nur um Erteilung einer „Ansiedelungs-erlaubnis“, besonders wenn weder befestigte Straßen, noch Rohrleitungen vorhanden sind oder gefordert werden. Die Schmutzressor-Kanalisation ist natürlich in Anlage und Betrieb die teuerste Rohrleitung. In weiträumigen Kleinsiedelungen kann sie unbedenklich durch kleine Kläranlagen innerhalb der einzelnen Baublöcke ersetzt werden. Gas, Wasser, Elektrizität sind je nach den berechtigten und örtlichen Ansprüchen der Siedler erforderlich oder nicht. Bei einfacher Straßenbefestigung erübrigt sich meist auch die unterirdische Regenwasserabführung infolge hinreichender Versickerung. Auch ist es töricht, städtische Anforderungen ohne weiteres in Vororte oder gar auf das Land verpflanzen zu wollen.

Je billiger der Boden und je kleiner das Grundstück, umso geringer ist die Hoffnung und die Möglichkeit, damit etwa jemals Spekulationsgewinne machen zu können. Grundwertsteigerungen sind in der Regel nur möglich bei starker, oder infolge städtischer Entwicklung gesteigerter „Überbauung“ (vgl. oben) an Fläche und Höhe. Trotzdem muß aber das kleine Haus eine „kurente Ware“ werden. Dazu gehört vor allem Freistellung von den z. Zt. sehr hohen Besitzwechselabgaben = 4 bis 5% des Verkaufspreises; denn nur wenige Glückliche haben einen so bodenständigen Beruf, daß sie ihre Seßhaftigkeit auf Jahrzehnte oder gar auf Lebenszeit bemessen können. Das war bekanntlich einer der wesentlichsten Gründe der unbefriedigenden Einbürgerung des kleinen Eigenheims in Deutschland. Auch politische Gründe spielten hinein: Der Arbeiter sollte und wollte nicht seßhaft werden. Dieser Grund ist natürlich für großstädtische Verhältnisse mit ihrem riesigen Arbeitsmarkt nie berechtigt gewesen. Die zweite große Schwierigkeit war die Hypothekenbeschaffung. Das Kleinhaus, vor allem das Einfamilienkleinhaus bot weniger Sicherheit als das Bürgerhaus oder das große Zinshaus. Für die Hypothek haftet das Objekt „dinglich“, daneben der Eigentümer mit seinem Privatvermögen. Kleinhauseigentümer sind zumeist nicht vermöglich, so daß nur die dingliche Sicherheit übrig bleibt. Kleinhäuser sind aber oft schwer zu verkaufen oder zu vermieten. Daher stammt die Scheu der Privatkapitalisten vor ihrer Beleihung und etwaigen Zwangserwerb. Nur im Westen Deutschlands war das kleine Haus auch „Wohnsitte“, Bereitstellung öffentlicher Mittel zu billigem Zinssatz und Fürsorge der Großindustrie wie der Städte stärker verbreitet.

Normale erste Hypotheken stellen in der Regel eine Beleihung von etwa 60% des Wertes dar. Man nennt sie „mündelsicher“ (jedoch in der Regel nur bei Mehrfamilienhäusern) bis zu 50% des Wertes. Zweite Hypotheken gehen bis 75%, auch 80% des Wertes. Auch diese will man jetzt aus öffentlichen Mitteln beschaffen, soweit sie nicht aus Vorrangerräumung des Baustellenverkäufers mit dem Restkaufgelde ohne weiteres vorhanden sind. Bei Tilgungshypotheken sind jährlich bestimmte Beträge (außer den Zinsen) zurückzuzahlen, so daß sie in 50–60 Jahren ziemlich abgelöst sind. Bei hinreichenden Garantien will man jetzt Heimstätten mit Tilgungshypotheken bis zu 90% und mehr des Wertes liefern, sowie als Anzahlung und zur Schuldentilgung die staatliche Rentenpflicht oder Lebensversicherungen in Anspruch nehmen, kurzum auch bei bescheidensten Mitteln das Kleinhaus erreichbar machen. Die Erweiterung solcher Finanzierungspläne würde hier zu weit führen. Es gibt deren Unzählige.

Auf die Einführung des „Erbbaurechts“, d. h. des Bauens auf gepachtetem (60 bis 100 Jahre) Boden, welches im bürgerl. Gesetzbuch besonders gewürdigt und ausgebaut wurde, hatte man viel Hoffnungen gesetzt. Aber für den Privatmann kommt es selten in Frage, schon weil die Hypothekenbeschaffung hier fast ganz versagt. Nur gemeinnützigen Siedelungen pflegt es bisher hin und wieder zu gelingen, für Bauten auf Erbpachtgelände Beleihungen aus öffentlichen Mitteln zu erhalten, und dann die Häuser an ihre Mitglieder zu vermieten. Der Deutsche zieht das Wohnen

auf eigenem Grund und Boden vor. In England ist die Erbpacht zwar weit verbreitet. Sie hat aber weder die Spekulation, noch Mietteuerungen, noch schlechte Wohnungsverhältnisse zu verhindern vermocht. Entgegen allen wohlgemeinten Übertreibungen von Eiferern im eigenen Lande, haben wir uns beschämenderweise oft genug von ausländischen Sachverständigen sagen lassen müssen, daß im Durchschnitt die Kleinwohnungsverhältnisse Deutschlands die besten der Welt sind und zwar einschließlich der gewiß nicht einwandfreien großstädtischen „Mietkasernen“, dieses unglückseligen Erzeugnisses schlechter Bebauungspläne und unabhängig davon geschaffener Bauordnungen.

In Berlin sollte nämlich das Zinshaus im „Vorder“- und „Hinterhaus“ eine beabsichtigte Mischung wohlhabender und weniger bemittelter Schichten beherbergen. Hier interessiert auch der amtlich erhärtete Nachweis, daß die scheinbare Steinwüste der Stadt Berlin tatsächlich nur zu 36–37% ihrer Gemarkungsfläche mit Gebäuden besetzt ist. Der Rest entfällt auf Straßen, Plätze, Parks und Wasserflächen.

Für Städte mit 4 und 5 geschossiger Baureihe und notwendigerweise breiten Straßen rechnet man neuerdings mit einem Pflichtopfer für Straßen und Freiflächen von mindestens 35 bis 45% des Rohlandes. Bei ländlichen Kleinsiedelungen mit vielen verkehrsarmen schmalen „Wohn“-straßen kann dieser Satz bis auf 20%, ja 15% heruntergehen. Dieses Flächenopfer ist natürlich entscheidend für die Bodenpreisbildung. Kostet 1 qm Rohland (brutto) = Mk. 1.—, so kostet 1 qm Baustelle (= Nettobauland, ohne alle sonstigen Kosten) bei 25% Straßenland bereits Mk. 1.33 (also 33% mehr), bei 40% sogar Mk. 1.67 (also 67% mehr), bei 50% Straßenland genau das doppelte (Mk. 2.— = 100% mehr). Ein guter Bebauungsplan ist daher wirtschaftlich von größter Bedeutung und zwar besonders bei Kleinsiedelungen, wo es besonderer Sparsamkeit und Wachsamkeit bedarf, die Baustellenpreise unterhalb der wirtschaftlich zulässigen Höchstgrenze (= Mk. 6.— bis 10.— pro qm) zu halten.

Über die weitere Preisbildung herrschen weitverbreitete Irrtümer. Unter günstigen Verhältnissen betragen die Selbstkosten von 1 qm der baureifen Baustelle stets ein Vielfaches von dem für 1 qm Rohland bezahlten Preis. Eine gemeinnützige deutsche Kriegssiedelung zahlte z. B. für 1 qm Rohland nur Mk. 0.50. Wohl besonders infolge der hohen Löhne bei der Pflasterung betragen die Selbstkosten für 1 qm Baustelle über Mk. 6.—! Prozentual zum Rohlandpreis sind die Regelungskosten selbst bei äußerster Sparsamkeit gerade bei billigem Boden am höchsten und bei teurem Rohland und teuersten Großstadtstraßen (= Mk. 500–600 pro lfd. m) am niedrigsten. Diese Punkte sind daher in dem neuen Wohnungsgesetz für den Kleinhausbau durch Förderung billiger Straßenbefestigungen und schmaler Wohnstraßen (darunter natürlich die erforderlichen Verkehrsstraßen) besonders zum Ausdruck gebracht worden, wenn auch natürlich dort ohne zahlenmäßige Erläuterung dieser wirtschaftlichen Gründe.

Fortsetzung folgt.

---

Mit dem Anfang dieses Monats schieden zwei Männer aus der Schriftleitung der Deutschen Internierten-Zeitung aus, die durch ihre Arbeit unsere Zeitung auf die selbst von unseren Gegnern anerkannte Höhe gebracht haben.

Leutnant Reichel verläßt uns, um einem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten, seine anerkannten organisatorischen Fähigkeiten in noch ausgedehnterem Maße wie bisher zu entfalten. In ihm verliert die Deutsche Internierten-Zeitung ihren Organisator, unter dessen geschickter Führung und warmherziger Sorglichkeit die Zeitung, sich aus den kleinen Anfängen eines Veröffentlichungsorgans der Kaiserl. Deutschen Gesandtschaft entwickelnd, ihren Rahmen immer weiter spannen konnte.

Oberjäger Kames ist aus der Internierung nach Deutschland entlassen. Seine Studien, seine Reisen, sein Beruf schufen ihn zum Journalisten im besten Sinne des Wortes. Seine bewundernswürdige geistige Beweglichkeit, seine Gabe zu hochherziger Begeisterung aus künstlerischem Lebensgefühl heraus befähigten ihn, Gedanken, Stimmungen, Ziele in zwingender, hinreißender Weise zu Wort und Tat werden zu lassen.

Dem den beiden von uns Scheidenden schuldigen Dank wollen wir versuchen dadurch gerecht zu werden, daß wir das Werk mit ganzer Kraft so fortsetzen, wie es ihr unter uns lebendig bleibender Geist von uns fordert. Es gilt, vorzudringen auf dem Wege, den sie, Richtung gebend, bereiteten.

Die Schriftleitung.

---

Gewisser Schwierigkeiten wegen sah sich die Schriftleitung genötigt, Nr. 99 der D. I.-Z. ausfallen zu lassen. Die Beiträge wurden bis auf wenige in diese Nummer übernommen.



## BERN.

Da Frau von Polentz ihre ehrenamtliche Stellung in der Fürsorge für Interniertenfrauen und -Kinder aufgegeben hat, so sind Gesuche in Zukunft nicht mehr an ihre persönliche Adresse, sondern an Sektion XI der Abteilung für Gefangenenfragen, Bern, Effingerstraße 6a zu richten.

## BECKENRIED.

Ende September hielt hier Herr Geh. Regierungsrat C l e i n o w aus Berlin an mehreren Abenden Vorträge, deren Gesamthalt man am treffendsten überschreiben könnte: „Die außer- und innerpolitische Lage Deutschlands seit dem Frieden von Brest-Litowsk“.

Der Redner gewann seine Zuhörer durch seine leicht verständliche und klare Vortragsweise. Er hat das Interesse an diesen aktuellen Fragen aufs neue geweckt, auf Wege hingewiesen, die deutschem Fleiß und Unternehmungsgeist neuen nutzbringenden Erfolg verspricht.

Der Inhalt an und für sich bot wenig Neues, gibt es doch keine unter den hier internierten Kameraden, die keine Tageszeitung lesen. Allein seine Beleuchtung durch eine den deutschen Regierungskreisen so nahe stehende Persönlichkeit mußte jedem Deutschen wertvoll erscheinen.

## GERSAU.

Als Abgeordneter des sächsischen Kriegsministeriums besuchte am 30. August der Herr General R o h d e in Begleitung des Herrn Leutnant G e s t e f e l d seine sächsischen Landsleute und überbrachte ihnen die wärmsten Grüße der Heimat. Für jeden Internierten hatte der hohe Offizier einige freundliche Worte, erkundigte sich nach seinem Wohlergehen, seinen Erlebnissen und seinen Wünschen. Wir sehen auf unsern Bildern den Herrn General im Gespräch mit seinen Landsleuten. Der hiesige Arbeitsoffizier Herr Leutnant H u n g e r stellte seine Landsleute vor. Auf dem dritten Bilde sehen wir die Herren der Begleitung, den ortsältesten deutschen Offizier Herrn Major Wolf aus Gersau, Herrn Leutnant G e s t e f e l d, den Rayonkommandanten des linken Seeufers, Herrn Hauptmann Baur und den Platzkommandanten von Beckenried, Herrn Hauptmann A m s t a d im Gespräch.



Herr Generalmajor Rohde.

## CHUR.

Dem Musikdirektor Herrn Hietschold aus Chur wurde durch den dortigen Aufsichtsoffizier die „Helvetia-Benigna“ überreicht als Dankeszeichen für die aufopfernde Tätigkeit, die Herr Hietschold den Churer Internierten als Dirigent eines aus internierten Bergschülern gebildeten Gesangchores gewidmet hat.

Am 2. August fand die Trauung des Vizefeldwebels Erich A m t h o r in der Kirche von Churwalden statt.

Das segensreiche Amt, welches seit Gründung der Internierten-Handelsschule in Chur Herr Dr. Krug als ihr Leiter versah, ist jetzt infolge der Rückkehr des Herrn Dr. Krug in die Heimat einem anderen Fachmanne, Herrn Leutnant d. Res. Matthies, bisher in Engelberg interniert, übertragen worden. Dankbar werden die jungen Leute, welche auf der Handelsschule ihre durch den Krieg unterbrochenen Studien fortsetzen konnten, ihrer früheren hiesigen Lehrer und ihres tatkräftigen, allseits beliebten Leiters gedenken.

Am Sonntag, den 22. September versammelten sich die meisten Offiziere in Chur mit dem D. I. R. O. Herrn Major von Fürstenberg und seinem Gast, Herrn Major von Trott zu Solz aus Zürich an der Spitze, um mit dem am folgenden Tage von Chur scheidenden Leiter der Internierten-Handelsschule, Herrn Dr. Krug noch einige Stunden zusammen zu sein.

Herr Major von Fürstenberg begrüßte die Versammelten und sprach dem Scheidenden den Dank

der Internierten für seine vielseitige Arbeit in ihrem Interesse aus. Zugleich überreichte er ein Zeugnis der Kais. Deutschen Gesandtschaft über die mehr als zweijährige reiche und fruchtbare Arbeit im Schulwesen in Chur. Pfr. Fischer, der Unterrichtsvertreter der K. D. G. würdigte die Verdienste des Herrn Dr. Krug, indem er schilderte, wie derselbe am Anfang der Internierung für die allgemeinen Unterrichtskurse sich zur Verfügung stellte und dann, von der K. D. G. beauftragt, die Handelsschule gründete und leitete. Mehr als 150 Schüler sind im Laufe von 1½ Jahren durch die Schule gegangen und verdanken der tüchtigen Leitung des Herrn Dr. Krug und der von ihm angeführten Lehrer ein reiches Wissen, das sie mit aus der Internierung nach Deutschland nehmen konnten. Dadurch hat Herr



General Rohde im Gespräch mit seinen Landsleuten.

Dr. Krug an seiner Stelle auch dem deutschen Vaterland sehr wesentliche Dienste für den Wiederaufbau der Friedensarbeit geleistet.

Nun kehrt er in die Heimat zurück mit dem befriedigenden Gefühl in den nahezu 2 $\frac{1}{2}$  Jahren seiner Internierung ein gutes Stück Arbeit hier geleistet zu haben. Es wird ihm vielleicht nicht ganz leicht, die ihm lieb gewordene Arbeit zu verlassen, aber er kann die Gewißheit mitnehmen, daß er sie in Hände übergeben darf, die mit ebenso großer Begeisterung und Pflichttreue und fachmännischer Tüchtigkeit dieselbe weiterführen werden. Darum begleiten unsere besten Wünsche den scheidenden Leiter der Handelsschule für die Zukunft wie sie die neuen Leiter u. Lehrer derselben zu ihrer Arbeit begrüßen.

Herr Dr. Krug dankte für die ihm gewidmeten Worte und gab Erinnerungen aus den Anfängen der Internierung zum Besten. Mit ihm ist nun nahezu der letzte Internierte aus Chur verschwunden, der von den Anfängen der Internierung an hier war.



Major Wolf, Hauptmann Baur, Hauptmann Amstad, Leutnant Gestefeld.

## RAGAZ.

In den schweren Kämpfen im Westen ist wiederum ein Sproß der alten Schweizer Familie v. Salis gefallen.

Leutnant Dietegen v. Salis-Marschlins vom 1. Badischen Leibdragoner-Regiment Nr. 20, starb im September ds. Js. im Luftkampf den Heldentod. Eine ergreifende Trauerfeier fand am 22. September ds. Js. in der Kirche zu Igis, seiner Heimat, statt; in derselben Kirche, in deren Chor sich das Grabmal des Ahnherrn des jetzt Gefallenen, des Feldmarschalls v. Salis, befindet. Unter der großen Zahl der Leidtragenden waren viele deutsche Offiziere, die aus Ragaz und Chur herübergekommen waren, um dem tapferen Kameraden die letzte Ehre zu erweisen. Wundervoll waren die Worte des Trostes, die Herr Pfarrer Roiler an die Trauergemeinde richtete.

Das Eiserne Kreuz II. Klasse haben erhalten: Gefreiter Hermann Wallasch v. Inf.-Rgt. 178, 2. Komp., Musketier Josef Lücken v. Res. Inf.-Regt. 211, 9. Komp.



## B. / EDUARD GRAF KEYSERLING †.

In München starb der Schriftsteller Eduard Graf Keyserling. An einem Herbsttage mußte er sterben, an einem Tage, da die Sonne hinter Wolken steht und ein feiner grauer Schleier die Erde umweht. In einer Stunde mußte er von uns gehen, da das Schweigen der Natur allen Lärm des Tages im Herzen verhallen läßt, da ein tiefes Erleben an unsere Seele rührt und wir stille werden.

Es weht ein eigner Zauber durch Keyserlings Kunst. Man kann ihn nicht in Worte fassen, er ist zu zart, er zerfließt unter den Händen, die ihn fassen wollen.

Ein wenig müde sind Keyserlings Menschen. In seinen Romanen und Erzählungen leben feine, blasse Frauen mit schmalen, weißen Händen und Männer, die das Leben dort draußen vor ihrem Park und vor ihren Feldern nur wie eine wilde, lustige Welt anschauen, die man durchgetollt haben muß, um bis zum letzten Tage von ihr zu reden und ihren flackernden Schein an den langen, trüben Abenden vor Augen zu haben.

Zuweilen treibt ein heißes, alles begehrendes Blut diese Menschen in die Arme ihrer Sehnsucht. Doch sie sind zu stilisiert, um in freier Hingabe Großes und Schönes zu erleben.

Und dennoch vergißt man Keyserlings Gestalten nicht mehr, wenn man einmal in ihren Schicksalen geblättert hat. Man fühlt, daß dem Blute dieser Frauen und Männer das Leben ihrer Geschlechter die feine Mischung gab. Und so kommt es, daß wir durch ihre Tage hindurch die fernen Zeiten ihrer Ahnen erschauen, da die gleichen Männer und Frauen in Sehnsucht ihr Leben formen und dennoch an dem Gesetz ihres Standes umkehren zu ihren Schlössern und Gärten, zu ihrer eigensten Welt.

Keyserling war ein vornehmer Geist. Ihm blühten nur die letzten, tief dunkelroten Rosen, die noch im Sterben reifste Schönheit ahnen. Solch eine Rose legt auf sein Grab. Es sei der letzte Gruß aus einer stillen Welt, die auch seine Welt war.

## K. / DIE SCHWEIZER MUSIKWOCHE IN LEIPZIG.

Die allen Musikfreunden ehrwürdige Stadt Johann Sebastian Bachs hatte die Schweizer Musiker eingeladen, in ihren Mauern ein schweizerisches Musikfest zu feiern. Die bedeutendsten Künstler unseres edlen Gastlandes waren dem Rufe gefolgt und können nun mit Freuden auf einen wohlverdienten großen Erfolg zurückblicken.

Gewiß hat grade die Schweizer Musik von der großen deutschen Kunst, von Bach, Beethoven, Brahms, Liszt, Wagner tiefste Anregungen empfangen, wie deutsche Künstler ihrerseits seit altersher musikalische Wanderfahrten in das Land der Berge und Seen machten und mit einer Fülle neuer Gesichte und ergeborener volkstümlicher Melodien in die Heimat zurückkehrten. Grade im ursprünglichen Volkslied hat die Schweiz einen bedeutenden Meister hervorgebracht: Friedrich Hegar, dessen Balladen von allen Männergesangvereinen gesungen werden. Ist doch die Schweiz das klassische Land des Männerchores.

Erst in der neueren Zeit versucht eine junge Schweizer Musikschule bewußt eigene Wege zu gehen und eine spezifisch nationale Musik zu erstreben. Ihre Werke auch den deutschen Musikfreunden in möglicher Geschlossenheit bekannt zu machen, war die Absicht des Musikfestes in Leipzig. Vom Rat der Stadt unterstützt, von Meistern wie Lohse und Nikisch geleitet, das altberühmte Gewandhausorchester als Ausführendes zur Seite, durften die Gäste hoffen, daß man ihren Schöpfungen gerecht werden würde, und sie fanden sich nicht enttäuscht.

Der Altmeister der gegenwärtigen Schweizer Musik Hans Huber (Direktor des Konservatoriums in Basel) ist noch ganz auf neuromantischem Boden erwachsen, doch läßt ihn seine jugendliche Schaffensfreudigkeit, sein unversieglischer Reichtum an frischer Klangfülle vereint mit sicherem formalen Können als den berufenen Führer der aufstrebenden Jugend erscheinen. Nikisch dirigierte sein Vorspiel zur Oper *Simplicius*; der Dirigent des Berner Cäcilienvereins Fritz Brun leitete die bekannte Böcklinsymphonie (E-moll mit Finale), die auch vor dem anspruchsvollen Publikum der alten Musikstadt einen durchschlagenden Erfolg erstritt.

Brun, selbst ein bedeutender Komponist der jungen Schule, kam mit seiner schönen, in der Kriegszeit so beziehungsreichen „Verheißung“ (Goethe) für gemischten Chor, Orchester und Orgel durch den Leipziger Bachchor zu Wort.

Beim Kammermusikabend wurde das Hubersche Es-Dur-Quintett für Klavier und Blasinstrumente gespielt, das der Berner Pianist Rehberg in seinem Klavierpart leidenschaftlich mit jungem Geiste durchglühte. Besondere Anerkennung fand an diesem Abend das Streich Trio-D-Moll von Volkmars Andreae, das in seiner schwebenden Leichtigkeit und seiner Formenklarheit bald die deutschen Konzertsäle erobert haben wird.

Hermann Suter (Basel) war mit einem innerlichen, aus ringendem Ernst geborenen Streichquartett in Cis-Moll vertreten. Ihm bereiteten die Zuhörer eine Ovation. Er dirigierte auch die „Kleine Suite“ Andreaes und erwies sich damit als der glänzendste Dirigent der Schweiz, sodaß das Publikum ihn immer und immer wieder hervorrief. Unter der Leitung des Komponisten brachte das Gewandhausorchester seine Symphonie in D-Moll zu Gehör und warb dem warmherzigen und tieferschürfenden Künstler neue begeisterte Freunde.

Andreae's große Oper „Ratcliff“ nach Heines dramatischer Dichtung, die erste moderne Oper der Schweiz, fand unter der musikalischen Leitung Lohses im Neuen Theater mit Joseph Vogl's als Ratcliff eine vollendete Wiedergabe.

Ein eigener Liederabend war Othmar Schoeck im intimen kleinen Saal des Gewandhauses gewidmet. Die innige, zarte, alle weichen Stimmungen durchkostende Kunst des Komponisten kam in den von Frau Durigo meisterhaft vorgetragenen Liedern alter und moderner Dichter (darunter auch Hermann Hesse) unter Begleitung des Künstlers selbst wundervoll zum Ausdruck. Seine erfindungsreiche Violinphantasie (Opus 21) war einige Tage vorher von dem bekannten Berner Konzertmeister Alphons Brun mit inniger Wärme und tiefem Gefühl wiedergegeben worden. Der Dithyrambe für Doppelchor, Orchester und Orgel desselben Komponisten, aufgeführt durch den Leipziger Bachverein und das Gewandhausorchester fand unter der ausgezeichneten Leitung Prof. Straubes warme Aufnahme.

Friedrich Klose, dem zu Ehren München jüngst eine Klose-Woche veranstaltete, war von den Schweizern als einer der Ihren in ihren Kreis aufgenommen worden. Dem weichen Rythmus seines „Elfenreigen“ wurde das Gewandhausorchester unter Leitung Nikischs mit tiefgehender Wirkung gerecht.

Von dem Genius Johann Sebastian Bachs überschattet, rauschte die Passacaglia in F-Moll für Orgel des Genfer Kirchenmusikdirektors Otto Barblan auf als ein tönender Gruß an die alte Stadt und ihren klassischen Meister.

Die Festtage sind vorüber; die Gäste in ihre Heimat zurückgekehrt mit einem warmen Gefühl der Dankbarkeit für die Stadt, die trotz des tobenden Krieges ihrem Schaffen eine gastliche Stätte bereitete und ihnen dadurch Anerkennung und Förderung bot. Der große Kreis der Zuhörer aber wird noch lange des auserlesenen Genusses denken, den ihm die Schweizerwoche in Leipzig bot, und die Namen der Schweizer Komponisten in alle Gauen Deutschlands tragen.

### Franz Carl Endres / BOSPORUSWELLEN. \*)

Berndt flieht. Er rast über die Heide auf schnaubendem arabischem Vollblut, aber der Sturm rast mit ihm und gelbt ihm lachend in die Ohren, wenn er den Reiter überholt.

Müde und heiß vom langen Ritt kommt Berndt nach Hause und weiß nicht, was er anfangen soll. Zur Arbeit hat er keine Ruhe, und ohne Arbeit fühlt er Langeweile.

Bardigian kann ihn nicht trösten, der kommt erst am späten Nachmittag nach Hause, und Frau Bardigian ist mit ihren Hausfrauenpflichten beschäftigt. So geht Berndt zu Achmed.

Achmed freut sich und bewirbt seinen Gast und Freund mit den besten türkischen Leckerbissen, er fühlt ganz instinktiv, daß Berndt Kummer hat, ist aber viel zu feinfühlig, um ihn zu fragen, woher dieser Kummer kommen mag.

\*) Wir bringen hier einen Abschnitt aus dem unter diesem Titel soeben in der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart, erschienenen Roman des Türkenkenners Major F. C. Endres.

Es war am Tage vor der nun endgültig festgesetzten Abreise Zairés. Weder Achmeds Plaudern noch all seine Freundlichkeit konnte die verdüsterte Miene Berndts aufhellen.

Da fragte Achmed endlich: „Hat mein Freund Liebeskummer?“

Berndt starrte ihn an. „Wenn ich es wüßte,“ erwiderte er mit finstrem Gesicht.

„Ich will nicht indiskret sein“, fuhr Achmed fort, „aber ich will Ihnen helfen, wo ich kann.“

„Da ist nicht zu helfen,“ sagte tonlos Berndt.

„Vielleicht doch.“ Achmed lächelte und holte schnaufend aus einem zierlichen Damaskusschrank ein kleines Kästchen. Er trug es, vorsichtig auf dem weichen Teppich gehend, an den niederen türkischen Diwan, auf dem Berndt saß.

„Der Selamlik eines türkischen Hauses,“ sagte Achmed, „hat auch seine Geheimnisse.“

Er klatschte in die Hände.

Der Diener trat in das Zimmer herein und wartete mit über der Brust gekreuzten Armen und in gebeugter Haltung auf die Befehle seines Herrn.

„Die silberne kleine Pfeife,“ sagte Achmed.

„Zu Befehl, Herr.“

Auf einem silbernen Teller brachte er die Pfeife.

„Geh, es ist gut.“

Lautlos schlich der Diener über die Teppiche.

Berndt war neugierig geworden. Die Vorbereitungen erinnerten ihn an Szenen aus Märchen, die er in seiner Kindheit gelesen hatte.

„Opium?“ fragte er.

„O nein, mein Lieber, etwas Besseres, was Ihnen Freude machen soll.“

Und Achmed schabte mit einem feinen Messerchen von einer braunschwarzen Stange Pulver in den kleinen Pfeifenkopf. Er tat das mit fast weiblicher Sorgfalt und Geschäftigkeit. Dann stopfte er einigen Tabak über das Pulver, streute die letzten Körnchen der abgeschabten Masse darüber und füllte schließlich die Pfeife mit Tabak voll.

„Nun, rauchen Sie, mein Freund!“

Berndt zog den Duft des wundervollen Tabaks ein.

Achmed empfahl ihm, wenn er müde werden sollte, sich auf den Diwan zu legen.

Zunächst schmeckte die Pfeife wie jede andere. Aber nach einigen Minuten hatte Berndt einen sehr unangenehmen Lackgeschmack im Munde.

„Das ist ja scheußlich, Achmed Bey,“ sagte er und verzog den Mund.

„Haschisch ist immer anfangs nicht gut. Man raucht ihn auch nicht wegen des Geschmacks, sondern wegen seiner Wirkung.“

„Haschisch soll ja wahnsinnig machen,“ warf Berndt ein. „Sie haben schöne Sachen mit mir vor. Bin ich Ihnen noch nicht verrückt genug?“

„Keine Furcht! Nur der Gewohnheitsraucher erliegt dem Gift. Der Gelegenheitsraucher lernt nur die guten Seiten dieses Trösters kennen.“

„Ich werde tatsächlich müde,“ sagte Berndt.

„Rauchen Sie den letzten, stärksten Teil der Pfeife liegend.“ Achmed richtete bei diesen Worten Kissen zu einem Kopfpolster zusammen und breitete, nachdem Berndt sich ausgestreckt hatte, eine Woldecke über den Liegenden.

„Schlafen Sie gut,“ sagte Achmed.

Und Berndt versank ins Land der Träume.

Offt hat er später das erzählt, was er im Schlaf des Haschischs damals empfunden hatte.

Zuerst war es ihm, als ob er mit rasender Geschwindigkeit durch eine Landschaft dahinführe. Bäume, Häuser, Gärten und Hecken sausten an ihm vorbei, und er konnte doch keine Einzelheit erkennen. Und dann ging die Bewegung irgendwohin abwärts schneller und schneller. Aber keineswegs aufregend war die Fahrt, sondern ruhig und beruhigend, trotz ihrer Schnelligkeit. Nun sah er vor sich unendlich tiefe Räume. Alles Irdische entschwand. Er war im reinen Raum, und dieser Raum war nur Farbe. Tiefe rote Farbe. In diesem roten, unendlichen Raum atmete er leicht, und alles Schwere, alles Körperliche, auch an ihm selbst, war nicht mehr da.

Immer satter und tiefer wurde die Farbe des Raumes. Und allmählich wurde sie blau und dann dunkelgrün. Wo war die Welt? Oder war das die Welt, diese satte, dunkelgrüne Tiefe, die doch leuchtete, und war alles bisher Gelebte nur Traum gewesen?

Berndt genoß den Zauber dieser Farben wie eine Seligkeit.

Er schwebte frei in unbegrenztem Raume. Er durcheilte Unendlichkeiten, ohne sich zu bewegen. Er empfand Wahrheit, ohne zu denken. — —

Ein fernes Klingen kam auf ihn zu. Schön und tief, wie von großen Glocken. Aber er fühlte es nur als etwas Wohligenes. Er wußte nicht, war die Farbe Klang oder der Klang Farbe. Er wußte nichts. Er atmete nur tief und war selbst größer und weiter als die Welt.

Aus unsagbar tiefen Tiefen schwebte er langsam empor in immer lichtere Farben, die nun wie

ziehende Wolken den Raum erfüllten. Und das Klingen wurde leiser und leiser. Er öffnete die Augen und fühlte die Schwere ihrer Lieder. Die Bronzeampel brannte über seinem Diwan. In dem geräumigen Zimmer stand nur ein niedriger, großer Tisch, von Sitzkissen umgeben, und ein Damaskusschrank neben der Türe. Und neben der Türe saß auf untergeschlagenen Beinen der alte Odadschi und bewachte den schlummernden Gast.

Nun, da er sah, daß Berndt erwachte, eilte er herbei und wusch dem kaum Wachen das Gesicht mit feiner, duftender Essenz. Dann servierte er ihm einen starken, eiskalten Sorbett. Alles schweigend, alles in unterwürfigster Haltung.

„Wo bin ich, Freund?“ fragte Berndt in heiterer Ruhe, und noch ohne Erinnerung an alles, was vor dem Einschlafen gewesen war.

„Bei Achmed Bey, meinem Herrn, dem Gott Leben schenken möge. Herr, Du hast lange geschlafen, Herr, und Gott hat Dir schöne Träume gegeben. Du hast im Schlafe gelächelt. Möge Deine Seele zufrieden sein.“

„Ich danke Dir,“ sagte Berndt, dem nun langsam die Erinnerung wiederkehrte.

„Hast Du Befehle, Herr?“ fragte Jussuf.

„Wo ist Achmed?“

„Ich werde ihn rufen, Herr, und er wird Gott dem Allmächtigen danken, daß sein Freund wohl-gemut ist.“

Er entfernte sich auf leisen Sohlen.

Berndt streckte und dehnte sich in wohliger Müdigkeit. Er verspürte starken Hunger.

Da kam Achmed und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Kommen Sie, mein Freund, es ist alles bereit.“

Er führte den etwas Schwankenden zur Tür des Nebenzimmers und stieß sie auf.

Da saßen um einen europäischen, mit Silber und Kristall gedeckten Tisch Bardigian und Professor Schmid und lachten Berndt an.

„Bin ich nun wach, oder träume ich weiter?“ fragte Berndt und zwinkerte mit den Augen, die den Übergang aus dem gedämpften Licht der Ampel in das grelle Licht des Kronleuchters nicht so rasch mitmachen wollten.

„Das werden Sie gleich merken, wenn Sie zu essen anfangen,“ rief Achmed, „im Reiche der Haschischträume wird nicht gegessen.“

Berndt begrüßte die Gäste.

„Und Sie, Herr Professor?“ fragte er erstaunt.

„Ja, ich bin auch hier. Achmed Bey hat mich eingeladen.“

„Natürlich habe ich ihn eingeladen,“ rief Achmed aus, der vor Freude so laut sprach, als müsse es das ganze Haus vernehmen. „Professor Schmid hat doch meine Frau gesund gemacht.“

„Was, Sie haben eine . . .“, Berndt sah, wie ihm Bardigian ein Zeichen machte und erinnerte sich, daß es nach türkischer Sitte sehr unanständig galt, sich, auch bei einem Freunde, nach dessen Gattin zu erkundigen. Er schwieg und errötete . . .

Aber der gute, dicke Achmed half ihm aus der Verlegenheit und sagte lachend: „Aber natürlich habe ich eine Frau, zehn sogar vielleicht, lieber Freund.“

Als die vier Herren saßen, brachten Diener die prächtigsten Speisen.

Achmed hatte seinem Koch Anweisung gegeben, ein „Souper à la Franca“ zu richten, also alle rein türkischen Gerichte zu vermeiden.

Berndt, der noch nie in einem fürstlich geführten türkischen Hause gegessen hatte, fand Achmeds Körperumfang der Güte seines Koches entsprechend.

Das erste Glas perlenden französischen Champagners hob Professor Schmid empor: „Unserm stets fröhlichen, stets liebenswürdigen Herrn des Hauses.“

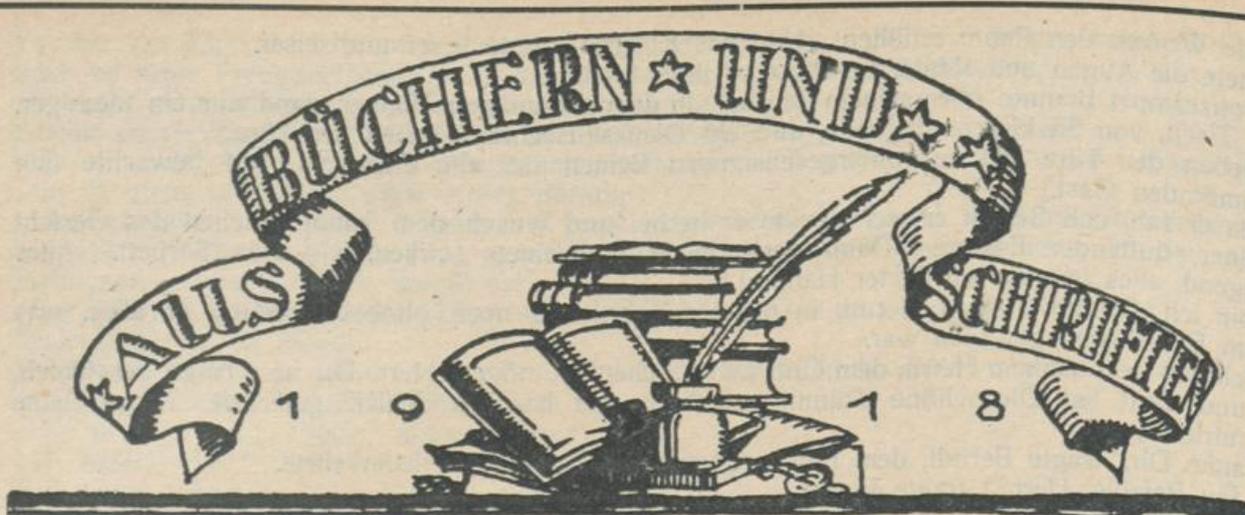
Alle stießen mit Achmed an, der sich erhoben hatte und zu jedem einzelnen kam.

„Wissen Sie, meine Herren,“ sagte Achmed, „wenn man keinen Beruf hat, wie ich, dann wird man leicht ein Griesgram. Darum habe ich mir vorgenommen, immer fröhlich zu sein und die paar Tage, die mir Gott gegeben hat, zu genießen, ohne einem andern zu schaden. Darin liegt doch wohl ein Stückchen brauchbarer Philosophie. Und davon werde ich dick! Wahrhaftig!“

„Wenn nur alle Menschen so dächten. Die Erde wäre freundlicher,“ sagte der Professor.

Achmed Bey erhob sich von neuem und hielt ganz zeremoniell einen Toast auf Deutschland. Dann setzte er sich glückstrahlend, wischte sich die dicken Schweißtropfen von der Stirn und rief aus: „Ich bin glücklich, denn ich habe nur Freunde an meinem Tisch.“

Er nötigte alle zum Essen, legte ihnen vor, jagte die Diener hin und her und erwies sich in seiner herzlichen Gastfreundschaft als Türke der guten alten Art.



**AUS DEN BÜCHERN.**

**Frank'sche Verlagshandlung, Stuttgart.**

**Bosporuswellen.** Ein Roman aus Konstantinopel von Franz Carl Eadres.

In wenig Jahren ist der Verfasser, der noch 1915 als Generalstabchef einer türkischen Armee im Felde stand, ein in ganz Deutschland bekannter Schriftsteller geworden. Wenn er heute, nachdem seine Bücher militärischen, politischen und erzählenden Inhalts den größten Erfolg bei Kritik und Lesewelt hatten, mit einem Roman vor das Publikum tritt, so gibt er aus reicher Lebenserfahrung und innerer Abgeklärtheit ein reifes Werk, dem das allgemeine Interesse sicher ist.

Schon seine Skizzen und Novellen hatten auf seine dichterische Begabung aufmerksam gemacht. In den „Bosporuswellen“ kommt sie voll zum Ausdruck. Hier setzt sich die träumerische Seele des Helden mit der realistischen Welt der levantinischen Gesellschaft Konstantinopels auseinander, hier stirbt die zarte Blüte einer jungen Liebe zu einem türkischen Mädchen an der unbarmherzigen Gewalt der Sittē, hier reift ein verlorenes Weib an der Größe ihrer Liebe zur Heldin empor, das reiche Liebesleben des Romans ist in einen politischen Rahmen voll höchster Spannung gestellt.

Die Zeit vom Beginn des Balkankrieges bis zum Ausbruch des Weltkrieges rauscht am Leser vorbei, mit all ihren

politischen Intrigen und Machenschaften. Der Leser darf einen tiefen Blick tun in die Werkstatt der Spionage und in ihre verhängnisvollen Lockungen.

Zwischen hinein in das Gewaltige des Geschehens, in die ganze Tragik des Menschenloses läßt der Verfasser zarteste Saiten klingen und vermengt das Ganze zu einem in seiner Wahrheit und seiner Dramatik erschütternden Bild des Lebens.

Eine Riesenaufgabe hat sich der Verfasser gestellt. Mit diesem Roman beginnt er seine Serie von Werken, die ohne förmlich und den Personenschicksalen nach zusammenzuhängen, doch ideell eine Einheit bilden sollen. Sie wollen den Kultur- und Sittenstandpunkt kurz vor dem Kriege und gleichzeitig die gewaltige Einwirkung der Weltkatastrophe auf Weltanschauung, Volks- und Einzelschicksal schildern und klar machen, wie vor allem die deutsche Seele auf die gewaltige Umwertung aller Werte antwortet.

Der erste Roman Bosporuswellen beweist schon, mit welcher Kraft der Verfasser an seine Aufgabe herantritt und wie er es versteht, von der ersten Seite an den Leser, der ihm mit innigster Anteilnahme an den Schicksalen der Menschen des Romans folgt, nicht mehr loszulassen. Daneben vermittelt er mit größter Anschaulichkeit wirkliche Kenntnis der Psyche des Orients mit all ihren Rätselfn und all ihren ewig Menschlichen.

**AUS DEN ZEITUNGEN.**

Das schweizerische politische Departement teilt mit: Die am 20. August in Bern zusammengetretene Konferenz von Delegierten Österreich-Ungarns und Italiens zur Behandlung von Fragen betreffend die Opfer des Krieges ist am 21. September vom Bundespräsidenten geschlossen worden. Die Arbeiten der Konferenz haben zur Unterzeichnung eines Abkommens geführt, das insbesondere von der Heimschaffung der kranken und verwundeten Kriegsgefangenen, der Behandlung der Kriegsgefangenen, den beidseitig zurückbehaltenen Zivilpersonen und der Bevölkerung in den besetzten Gebieten handelt.

**Neue Zürcher Zeitung Nr. 1244.**

**Akademisches.**

Prof. Ernst Fiechter, Lehrer für Bauformenlehre und Baugeschichte an der Kgl. Technischen Hochschule in Stuttgart, ein gebürtiger Basler, bekannt u. a. durch seine bedeutsamen Forschungen auf dem Gebiete des antiken Hausbaus und Theaters, erhielt, wie wir seinerzeit meldeten, einen Ruf an die Technische Hochschule in München, als Nachfolger des vierundsiebzigjährigen Prof. J. Bühlmann, ebenfalls eines Schweizer, der sich um die Baugeschichte des Altertums und der Renaissance verdient gemacht hat. Prof. Fiechter (der dem Lehrkörper unserer Eidg. Technischen Hochschule so wohl angestanden wäre) hat den Ruf nunmehr angenommen.

**Basler Nachrichten Nr. 436** (vom 18. September 1918).

**Neue deutsche Briefmarken.**

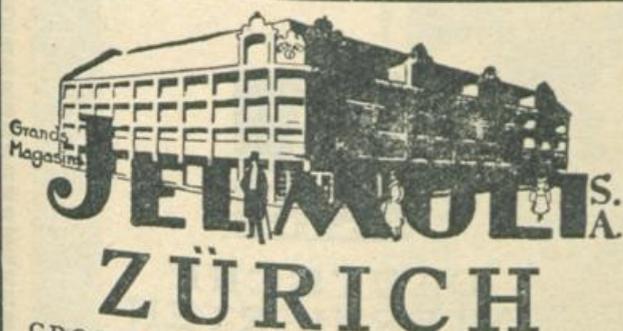
Vom 1. Oktober ab werden in Deutschland die Kriegszuschläge auf die Briefmarken erhöht. Infolgedessen werden eine Anzahl Briefmarken in neuen Werten notwendig. Es werden neu ausgegeben werden Briefmarken zu 35 Pfg. in rotbraunem Drucke und zu 75 Pfg. in zweifarbigen Buntdrucke: der Rand in blaugrüner und das Mittelfeld mit dem Kopfe in schwarzer Farbe; Postanweisungen zu 15 Pfg. mit schwarzvioletter Marke, Postanweisungen zu 25 Pfg. mit gelbbrauner Marke. Als Ergänzungsmarken werden vorübergehend Freimarken zu 2 Pfg. ausgegeben. Briefmarken zu 30, 50 und 60 Pfg. fallen fort.

**Buchhandlung W. Schneider & Cie.**  
 Telephon Nr. 204 **ST. GALLEN** St. Leonhardstr. 6  
 empfiehlt sich zur Lieferung von  
**Büchern und Zeitschriften jeder Wissenschaft**  
 Aufträge nach auswärts werden prompt ausgeführt  
 Kataloge gratis. Postscheck-Konto IX/488

Internationale Transporte  
**Burckhardt, Walter & Cie., A.-G.**  
 Basel, Zürich, Schaffhausen

Empfiehlt ihre Dienste für Verzollungen, Freipaß-Abfertigungen, Einlagerungen (Lagerhäuser mit Geleiseanschluß) sowie für Transporte von und nach Deutschland, Österreich, Balkan, Holland, Skandinavien etc. Vermittlung von Einzahlungen und Auszahlungen

227



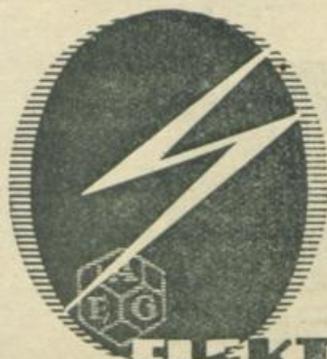
GROSSER VERSAND NACH AUSWÄRTS  
 HAUPTKATALOG GRATIS UND FRANKO

**HERREN-KONFEKTION**  
 HERRENANZÜGE UND PALETOTS  
 ..... IN GROSSER AUSWAHL .....

**HERRENARTIKEL**  
 KRAGEN, KRAWATTEN, HEMDEN  
 HÜTE, SOCKEN, STRÜMPFE ETC.

**SCHUHWAREN**  
 ..... IN REICHER AUSWAHL .....

**LEDERWAREN**  
 ZIGARRENTASCHEN, PORTEMONNAIES ETC.  
 911



**ELEKTRIZITÄT**

LICHT & KRAFTANLAGEN  
 MOTOREN. LAMPEN  
 HEIZAPPARATE  
 INSTALLATIONS-  
 MATERIAL

ALLGEM. ELEKTRIZITÄTS-  
 GESELLSCHAFT BASEL A.G.  
 BUREAU IN

**ZÜRICH**

GLÄRNISCHSTR. 29  
 TEL-SELNAU 330

874

Hotel und Restaurant Splendid-Tonhalle · Montreux

Der  
 Naturwissenschaft  
 gehört die Zukunft!

726

Alle, die Belehrung in unterhaltender Form suchen, treten dem

**KOSMOS** bei. Für **M 3.60**

im Halbjahr erhalten die Mitglieder im Jahr 12 reichillustrierte  
 Hefte Handweiser und 4 prächtige Buchbeilagen.

KOSMOS, Gesellschaft der Naturfreunde, STUTTGART 33.

**Hartmann & Asal**  
R. Sutter Söls & Cie. Nachf.  
**BASEL**  
Freiestraße 53 • Mitglied der B. K. G.

**Haus für elegante Damen-Moden**

Reiche Auswahl in Damenkleiderstoffen, Seidenstoffen, Weißwaren

**Damen- und Kinder-Konfektion**

Anfertigung von Kostümen, Straßen- und Gesellschaftskleidern im eigenen Atelier

764



**GEBR  
LOEB  
SÖHNE**

BASEL, EISENGASSE 21

**Warenhaus für Bedarfs-Artikel**  
INTERNIERTE ERHALTEN EXTRA-RABATT.



**DEUTSCHE  
INTERNIERTEN-  
DRUCKEREI BERN**  
OPTINGENSTR. 52 TELEPHON 5419

**DRUCKSACHEN**  
DIE NUR DIE INTERNIERUNG  
BETREFFEN, WERDEN BEI UNS  
HERGESTELLT — DIE HERREN  
PLATZKOMMANDANTEN, ORTS-  
UND ANSTALTSCHIEFS SIND  
GEBETEN, BEI BEDARF  
SICH AN UNS ZU  
WENDEN!

**Bier- u. Konzerthalle St. Clara Basel**

Clarastraße 2      Inhaber: H. THÖNY-WÄLCHLI      Clarastraße 2

**BASELS SCHÖNSTER RESTAURATIONS-GARTEN**

Täglich brillante KONZERTE und Variété-Vorstellungen unter Leitung von C. BLONDEL. Zweimal pro Monat Programm- und Künstler-Personenwechsel. Reichhaltige Tageskarte. — Mittag- und Nachtessen. — Prima Getränke.

**HOSCH & CO. BASEL**

SPEDITION • VERZOLLUNGEN • CAMIONNAGE

SAMMELVERKEHRE NACH UND VON DEUTSCHLAND, HOLLAND, BELGIEN UND  
SKANDINAVIEN SOWIE SPEDITIONEN NACH SERBIEN, BULGARIEN, RUSSISCH-  
POLEN UND NACH DER TÜRKEI • TELEPHON 501 • FILIALE IN LÖRRACH (BADEN)

**Bademanns Handelsschule Zürich**

Rasche u. gründl. Ausbildung für die kaufmännische Praxis, Bureau- u. Verwaltungsdienst, Bank, Hotel, Post, Deutschkurse für Fremde. Sprachen: Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch. Neuaufnahmen jederzeit. Internierte erhalt. Ermäßigung. Man verl. Prospekt. [1900]



VERKAUFS-FILIALEN  
IN ALLEN GRÖSSTEREN  
SCHWEIZER STÄDTEN



# TEPPICHHAUS G. HOLLIGER & CO. A.-G. BERN

von Werdt-Passage / Neuengasse 39

empfiehltsich für alle Artikel für feine Innendekoration  
Spezial-Abteilungen für Wolle, Jute, Kapok, Segeltücher etc. etc.

Aufmerksame und rasche Bedienung!

**IMPORT - EXPORT**

## PIANOS

LIEFERT VORTEILHAFT  
AUCH GEGEN BEQUEME  
RATEN UND IN MIETE

F. PAPPÉ-ENNEMOSER<sup>700</sup>  
BERN, KRAMGASSE 54

## Theater-Kaffee BERN

THEATERPLATZ

Beliebter Treffpunkt der Internierten, Theaterkünstler und -Besucher

VORZÜGL. WEINE. PILSNER UND  
SCHWEIZERBIER. GUTE KÜCHE  
BILLARDS

DEUTSCHE ZEITUNGEN UND ILLUSTRIERTE

802

## Kaufhaus Louvre

Bahnhofplatz **Bern** Bahnhofplatz

Beste u. billigste Bezugsquelle  
für sämtliche Bedarfs-Artikel.

Internierte erhalten 10 Prozent Ermäßigung

843

## EINSIEDELN

998

## GASTHOF ZUR KRONE

Bekannt für gute Küche wie schöne Zimmer  
bei bescheidenen Preisen. Deutsche Wirtin. Den  
Besuchern Einsiedelns empfiehlt sich achtungsvoll

## LIENHARDT-ROECKEL.

## Herrengarderobe

in feiner Ausführung erhält man vorteilhaft bei 939

## R. Boese, Schneidermeister, Bern

Maulbeerstr. 5, I. Tel. 60.10. Mitglied des Deutschen Kriegerbds.

Gesucht: Tüchtiger, energischer

## Stuhlmeister

989

der im Herrichten und in der Behandlung von Tuch- und  
Buxkinstühlen durchaus firm ist und der Energie und Autorität  
besitzt. Angebote mit Angabe der bisherigen Tätigkeit an die  
Tuchfabrik Pfeningger & Cie., A.-G., Wädenswil.

## Selbständig. Galvaniseur

per sofort gesucht. Interessenten müssen tüchtig sein  
in Massen-Verzinkung und Vernicklung mit Trommel-  
Apparaten, Versilbern und Metallfärben und  
für Unterhaltung der Bäder und Beizen. 986

Dauernde Stellung. Angebote mit Gehaltsansprüchen an  
Albert Kägi, Zürich, Seefeldstraße 11.

Gesucht per sofort

## 2-3 tüchtige Schreiner

auf polierte Bauarbeit

W. Knupper, Mechanische Schreinerei

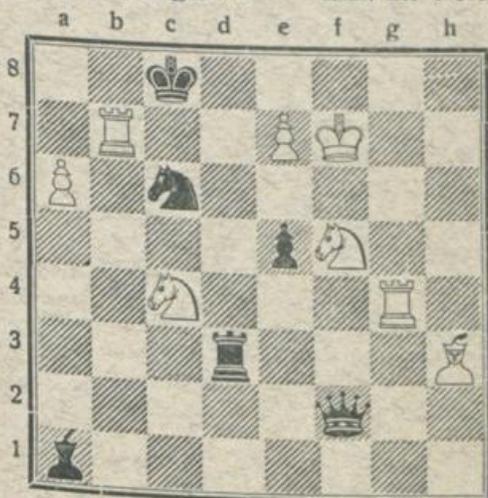
Winterthur.

997

# SCHACHECKE

## Aufgabe Nr. 43.

(Dr. Ed. Birgfeld — z. Z. im Felde.)



Weiß

Weiß: Kf7, Tb7, Tg4, Lh3, Sc4, Sf5;  
Bauern a6, e7 = 8 Steine.

Schwarz: Kc8, Df2, Td3, La1, Sc6, Bauer  
e5 = 6 Steine.

Matt in zwei Zügen.

### Neue Schachliteratur.

Herr Schachmeister B. Kagan in Berlin, Wöhlerstr. 20 hatte die Freundlichkeit, uns verschiedene neuerschienene Broschüren über das Schachspiel zur Verteilung an Internierte unentgeltlich zu überweisen. Wir danken Herrn Kagan vielmals für seine große Liebeshwürdigkeit und sind bereit, die Hefte Internierten, die sich damit beschäftigen wollen, zugehen zu lassen. Sollten diesbezügliche Wünsche in größerer Anzahl eingehen, als uns Broschüren zur Verfügung stehen, so werden in erster Linie diejenigen Internierten berücksichtigt werden, die an den Korrespondenzpartien unserer Schachchecke teilnehmen oder unsere Aufgaben lösten.

An schachtheoretischen Abhandlungen trafen ein:

J. Mieses: Das Damengambit. Eine praktische Zusammenstellung der wichtigsten Varianten der Eröffnung 1) d2-d4, d7-d5; 2) c2-c4, die in den letzten Jahrzehnten zu außerordentlicher Beliebtheit gelangte. Der Nachziehende hat es vielfach recht schwer, sich gegen den nachhaltigen weißen Angriff zu behaupten.

C. Schlechter: Die Budapester Verteidigung des Damengambits. Schachmeister Abonyi (Budapest) verteidigte sich gegen den weißen Angriff im Damengambit mit 1)..... Sg8-f6; 2) ..... e7-e5! und erzielte mit dieser geistvollen Spielart recht gute Resultate. Schlechter kommt in seiner Abhandlung zu dem Ergebnis, daß Schwarz in den meisten Varianten

ein gleiches, in vielen Fällen sogar überlegenes Spiel erhält. Er empfiehlt daher diese Verteidigung vor der von Dr. Tarrasch (1. d2-d4, d7-d5; 2. c2-c4, e7-e6; 3. Sb1-c3, c7-c5!).

J. Mieses: Die skandinavische Partie. Eine Zusammenstellung und kritische Betrachtung der wichtigsten Varianten dieser schwierigen Partie (1. e2-e4, d7-d5; 2. e4x d5), die Mieses sehr häufig spielte und dabei manche neue Gesichtspunkte in ihrer Behandlung durchführte. Nach dem heutigen Stande der Theorie ist hier sowohl 2) ... .. Dd8x d5 als auch 2)..... Sg8-f6 als korrekt anzusehen.

J. Mieses: Das nordische Gambit. Mieses rührt sich mit Wärme für die Stichhaltigkeit des von ihm häufig mit Erfolg gespielten Angriffs 1) e2-e4, e7-e5; 2) d2-d4, e5x d4; 3) c2-c3, d4xc3; 4) Lf1-c4, c3xb2, 5) Lc1xb2 und hält den Schlechterschen Zug 5)..... d7-d5! nicht für eine Widerlegung des Gambits. Auch die verschiedenen Ablehnungen werden von ihm eingehend behandelt.

### Lösung der Aufgabe Nr. 40 (Heft 93/94).

(M. Havel in Prag.)

Weiß: Ke2, Df7, Bauer h2 = 3 Steine.

Schwarz: Kg4, Bauer g6 = 2 Steine.

Matt in vier Zügen.

- Lösung: a. 1) Ke2-e3! Kg4-h4 (h3)  
2) Df7xg6 Kh4-h3 (xh2 od. h4)  
3) Ke3-f3 usw.  
b. 1) ..... Kg4-g5  
2) Df7-f4 + Kg5 h5  
3) h2-h4 g6-g5  
4) Df4xg5 matt.  
c. 1) ..... Kg4-h5  
2) Ke3-f4 Kh5-h6 (oder h4)  
3) h2-h4 g6-g5 +  
Kh6-h5  
(Df7xg6 Kh4-h3)  
4) h4xg5 matt  
Df7-h7 matt  
(Dg6-g3 matt).  
d. 1) ..... g6-g5  
2) Df7-f3 + Kg4-h4  
3) h2-h3 g5-g4  
4) Df3xg4 matt.

Versuche, die ideenreiche Aufgabe mit 1) h2-h4 zu lösen, scheitern an 1)..... g6-g5!

Richtig gelöst von: Leutn. Wistuba, Leutn. Holzapfel, Engelberg; Untffz. Bruns, Flüelen; Leutn. Hesse, Hergiswil; M. Dischler, Ragaz; C. Müller, Bern; F. Bickel, Stuttgart; Untffz. Tilger, Davos-Platz (auch Nr. 39). Nr. 39 löste noch H. Häfner; Walzenhausen.

Alle Zuschriften, Lösungen usw. wolle man frankiert an Hn. Plumhof, Davos-Platz, Villa Sophia, richten.



**Herren & Knaben Kleidung**  
**BURGER-KEHL & Co**

Basel \* Bern \* Genf \* Lausanne \* Luzern  
Neuenburg \* St. Gallen \* Winterthur \* Zürich

**Verlangen Sie unseren Frühjahrs katalog**

Internierte erhalten Preisermäßigung auf unsere aufgedruckten Preise